Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Greifensee.

Greifensee.

Roman

von

B. Abeken.

Zweiter Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1862.

Druck von A. Grimpe in Hannover.

Greifensee.

XVII.

„Wie, Charikles, Du in dem weichlichen Jonien geboren, willst Dich bei Nacht in dieses skythische Wetter hinauswagen?" fragte Agias in griechischer Sprache, die ihm ganz geläufig war.

„Ich bitte Dich, Agias," versetzte der Angeredete, „laß Dich herab und bediene Dich unserer wiewohl barbarischen Mundart. Du weißt, ich bin zu früh der heimischen Erde entrissen, um der Sprache noch mächtig zu sein, deren göttliche Laute von Deinen Lippen ertönend mir das Herz wehmüthig erregen."

„O Charikles," sagte der Alte vorwurfsvoll, „es ist nicht schön und könnte Dir leicht zur Schande gereichen, daß Du Dich nicht längst aufgerafft und den Weg zum Vaterlande zurückgefunden hast. Wohl mag es schwer sein, aus einer so wohlbewachten Stadt zu entrinnen; aber Schweres und Schreckliches

zu wagen, steht dem edelgearteten Manne besser an, als in Unfreiheit leben."

„Aber Du weißt, Agias," versetzte Jener, „daß ich dieses Land liebgewonnen, mich an seine Sitten gewöhnt habe, daß ich viele herrliche Künste und Wissenschaft darin finde; und wollte ich Deinem Rathe folgen, müßte ich ja Dich, o Guter, einsam und freundlos unter Barbaren zurücklassen."

Diese Unterredung ertönte in dem niedrigen, ärmlich ausgestatteten Mansardzimmer des weiland Dr. Musch, jetzt Agias, als welcher er seiner Meinung nach in Arkadien geboren, in Athen philosophisch gebildet, zur Zeit aber in der Satrapie Baktrien internirt war, während ihn Xenophon im zweiten Buche der Anabasis irrthümlich von den Persern tödten läßt. Zum Glück blieben ihm in dieser unfreiwilligen Muße die allerdings auf barbarische Weise mit Stereotypen gedruckten Meisterwerke seines Volkes, an deren Lectüre sich seine Erinnerung entzündete und ihn zurückzauberte in den Hain, wo Sokrates lehrte, und auf die Marmorstufen, von denen er die Comödien seines Freundes Aristophanes schaute. Er erzählte auch wohl an Winterabenden den ärmeren Hausgenossen, welche die Wärme seines Zimmers suchten, die Leiden des Dulders Odysseus,

mit welchen er die seinigen verglich, und fand immer ein dankbares Auditorium.

Unmuthig warf er sich jetzt auf das zerrissene Sopha und seufzte.

„Wahrlich," murmelte er, „wenn ich nicht einen Eid hätte schwören müssen, diese Stadt nicht eigenmächtig zu verlassen, ich wäre längst heimgewandert zu den Hellenen. Keine Mühsal der weiten Reise, keine Wüsten, noch Meere hätten mich abgeschreckt. So aber, von dem Eidschwur gefesselt, muß ich der Heimkehr entsagen und wie Themistokles und so manche andere treffliche Männer unter Barbaren das Ende des Lebens erwarten. Was aber das Schrecklichste dabei ist, ich gelte den Freunden daheim für längst verstorben — o Xenophon, das hab' ich dir zu danken! Leichtsinniger, Leute für todt zu erklären, deren Ende Du selbst nicht gesehen hast! O es ist bitter, bitter! jede Hoffnung der Rettung ist dadurch abgeschnitten. — Doch, wie der Dichter sagt:

Nicht sei uns schrecklich das Nothwendige!

Und weil auch das in der Nothwendigkeit liegt, daß ich nach der Sitte dieses Landes den Dunst jenes braunen Krautes einsauge, mit welchem sie ihre Sorgen betäuben, so reiche mir denn die Pfeife, wie sie es nennen, o Charikles, auf daß ich wie der

Wolkensammler Kronion diese Räume mit bläulichen Nebeln erfülle und des Kummers vergesse."

Charikles reichte ihm eine der an der Wand höchst regelmäßig aufgereihten Tabackspfeifen; der Alte zündete sie an und rauchte. „Ein barbarischer Brauch!" sagte er seufzend, wahrscheinlich den Severn oder Hyperboräern entnommen. Was thut's! Das Unglück gewöhnt uns an Vieles, das wir in besseren Tagen verschmäht haben würden."

In diesem Augenblicke hörte man draußen polternde Schritte; die Thür wurde aufgerissen, und Krack, in einen Mantel gehüllt, mit einem Barett auf dem Kopfe, trat rasch ein.

„Entsetzlich kalt hier!" sagte er unwirsch, „und Du, Linden, scheinst wieder Alles vergessen zu haben; da ich Dein Zimmer verschlossen fand, wär' ich fast ohne Dich gegangen!"

„Verzeih'," sagte Charikles Linden, „ich bin soweit fertig, daß ich nur meinen Domino und die Maske zu nehmen brauche; ich plauderte nur noch etwas mit dem Doctor — Agias wollt' ich sagen. — Ist denn der Wagen schon da?"

„Schon? Nun, ich meine, es ist die höchste Zeit, daß wir fortkommen! Aber erst wirf einen Blick auf mein Kostüm — was sagst Du dazu?"

Mit diesen Worten warf er den Mantel ab und stand in einem mittelalterlichen Anzuge von braunem Sammt mit gelbseidenem Besatz, braunen Tricots und Schnallenschuhen vor ihnen.

„Welch eine Tracht!" rief Agias entrüstet, „diese Barbaren! wie geschmacklos in Allem, was sie thun!"

„Es ist eine Charaktermaske, eine wahre Charaktermaske," sagte Jener, das Wort Charakter scharf betonend.

„Eine Art Ritter- oder Söldnerkostüm aus dem fünfzehnten Jahrhundert," meinte Linden.

„Aber Mensch, bist Du blind?" rief der Vermummte ärgerlich, „erkennst Du nicht das allbekannte Kostüm des Wilhelm Tell?"

„Woran soll ich das erkennen?"

„Es ist dasselbe, in welchem die Rolle stets im Schauspielhause gegeben wird; jeder Mensch kennt es. Meine Armbrust hab' ich im Wagen gelassen. Jedenfalls charakteristisch!"

„Wie so? meinst Du für Deine politischen Ansichten?"

„Nun freilich, was sonst? — O die Polizisten werden sich ärgern, wenn sie mich so mit der Armbrust durch das Gewühl schreiten sehen — ein verkörperter Protest gegen unsere Tyrannen — Hurrah!"

„Ich fürchte, Du wirst mehr komisch, als gefährlich erscheinen — besonders die Armbrust möchte Dir beim Tanzen sehr hinderlich werden — wenn Du nur kein Unglück damit anrichtest!"

„Ich werde nur sehr wenig tanzen. Uebrigens magst Du immerhin spotten: so viel weiß ich, die reactionairen Elemente auf dem Balle werden mich gar nicht komisch finden, im Gegentheil! Was meinen Sie dazu, Doctor?"

„Auch ich, junger Mann, finde Dich in diesem Kleide sehr abgeschmackt; es erinnert mich an die phrygischen Tänzer, die ich einst auf dem Markte zu Rhodos sah."

„Aha! schon wieder der philologische Unsinn! Gehen sie doch, Doctor, Sie haben in Ihrem Leben keine phrygischen Tänzer gesehen! Besinnen Sie sich!"

Der Doctor blickte ihn verächtlich an und blies eine große Tabackswolke vor sich hin, als wollte er sich gegen einen widrigen Eindruck schützen.

Ewald hatte indessen seinen Domino genommen; der Bogenschütze hüllte sich wieder in seinen Mantel, winkte dem Doctor zu und ging hinaus; Linden wollte ihm grüßend folgen, als ihn der Alte am Arme zurückhielt.

„Hüte Dich, Charikles!" sagte er ernst, „hüte

Dich vor diesem Jüngling! Er ist — Du verstehst mich?" und der Alte deutete auf seine Stirn — „nicht wahr?"

Ewald lächelte.

„Nein, nein! ich täusche mich nicht! Μαίνεται — er raset. Und nun geh' mein Sohn, und freue Dich Deiner Jugend; aber opfere dem Dionysos mäßig, μηδὲν ἄγαν!"

Linden drückte ihm herzlich die Hand und eilte hinunter. Vor dem Hause hielt eine Droschke, in welcher Krack schon Platz genommen hatte, er stieg ein, schlug die Wagenthür zu, und fort rollten sie.

„Ich könnte Dir böse werden," sagte Linden im Wagen, „daß Du dem alten Mann immer so unhöflich begegnest."

„Und ich Dir," versetzte Krack, „daß Du ihn in seinem Wahnsinn bestärkst."

„Als ob ich ihn davon heilen könnte! Da dies unmöglich ist, red' ich mit ihm seine Sprache und vermeide, ihn durch Vorstellungen zu verletzen, die ihn in seiner Zufriedenheit stören."

„Das ist eine ganz falsche Humanität. In der Tollheit dieses alten Knaben ist ein aristokratischer Zug; er sieht von seinem geträumten Olymp mit Verachtung auf unsere Zeit, Sitten und Tendenzen

herab; er hält sich für einen besseren Kerl, als alle um ihn her — er schämt sich seiner Nation! — Ich begreife überhaupt nicht, warum Du Dich so viel um ihn bekümmerst."

„Sein Geschick rührt mich! Der gute Greis in seiner Vereinsamung, mit seinen schönen Gaben, seiner über alles Gemeine erhabenen Gesinnung, spricht mich eigenthümlich an. Ich bin überzeugt, er ist über die vielen Kleinlichkeiten und Hemmnisse, die uns überall entgegentreten, über den Jammer unserer Staatsverhältnisse, die systematische Verkrüppelung der menschlichen Natur darin, in seinen gegenwärtigen Irrsinn verfallen, in welchem er sich verhältnißmäßig glücklich fühlt. Ich habe ihn, so wie er ist, in mein Herz geschlossen, und ich weiß nicht, was er bei einem Tausche seiner Einbildungen gegen die Wahrheit seiner Lage zu gewinnen hätte."

„Du scheinst an seinem Wahnsinn ein ästhetisches Vergnügen zu finden."

„Es giebt Verhältnisse, in welchen die Täuschung ein Glück ist."

„Ach ja! Das denk ich auch zuweilen, wenn mir das verdammte Examen in den Sinn kommt. Darin waren die Alten wirklich besser daran als wir."

Der Wagen hielt jetzt vor einem großen Gebäude. Die beiden jungen Männer stiegen aus und eilten die erleuchteten Treppen hinauf in den Tanzsaal, aus welchem eine wilde Janitscharenmusik ihnen entgegenbrauste. Der weite Raum stellte ein großes, weiß und roth gestreiftes Zelt dar, welches sich hoch über den Tanzenden wölbte. An den Seiten standen Divans zwischen grünen Gesträuchen; hie und da öffnete sich das Zelt und gewährte reizende Aussichten auf fern scheinende Gebirge und Palmenwälder, die mit täuschender Kunst gemalt waren. Das Orchester thronte auf dem Rücken zweier Riesenelephanten, welche am Ende des Zeltes emporragten. Die angrenzenden Zimmer waren in kleinere Zelte und Lauben umgewandelt, aus denen man dem Gewühl des Balles in Ruhe zuschauen mochte. Unzählige Paare sausten im Tact des Walzers vorüber, alle maskirt und in abentheuerlichen Costümen. Mit Mühe und unter manchen Püffen gelangte Linden durch den Strudel der Tanzenden an das friedliche Ufer eines jener Nebengemächer. Krack, welcher ihm folgte, verlor beim Anprall eines vorbeifliegenden Paars seine Armbrust; indem er sich nach derselben bückte, stolperten andere Tänzer über ihn; ein Pagliasso mit einer Türkin rannte ihn

vollends zu Boden, wo er, glatt auf dem Bauche, einige Secunden als Parquet diente, bis es ihm gelang, tüchtig bestäubt mit der geretteten Waffe Lindens Asyl zu erreichen.

Ein donnerndes Gelächter im tiefsten Baß ertönte neben ihnen; sie wandten sich und sahen einen beleibten Mann, der mit abgelegter Maske, in einem blutrothen Domino, unter Cypressen auf einem Divan mehr lag als saß und einer vor ihm stehenden Flasche Champagner zusprechend Krack's Unfall mit Genuß betrachtet hatte. Bei seinem Anblick milderte sich Krack's grimmige Miene in ein Lächeln freudiger Ueberraschung. „Ach, Dr. Moller!" rief er entzückt, „sollten Sie mich erkannt haben?"

„Nein, erst jetzt an der Stimme," versetzte der Dicke, „aber ich sah Ihren Schiffbruch, Verehrter, und Ihre derangirte Gestalt, und ich gestehe Ihnen, der Anblick war classisch."

„Die fatale Armbrust war schuld!" sagte Krack unwirsch; „ich hätte sie fast nicht wieder herausgefischt. Aber wie finden Sie mein Costüm, Doctor?"

„Ganz prachtvoll! Der Pagliasso, der Sie umwarf, ist nichts dagegen; ich glaube, er that es aus Neid. Hahaha!" Und abermals ertönte sein dumpfrollendes Lachen.

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen," murmelte Krack; „aber ich freue mich, Sie zu finden, Doctor! Hier mein Freund Linden, College vom Stadtgericht — Dr. med. Moller, practischer Arzt ohne Praxis, heimlicher Mitarbeiter der Posaune."

Der Doctor runzelte seine breite Stirn und sah den Sprecher finster an.

„Linden ist gesinnungstüchtig," murmelte dieser begütigend, „wir brauchen uns nicht zu geniren."

Herr Moller murmelte einige unverständliche Laute, während er Linden mit seinen großen dunklen Augen musterte; Krack drückte den Freund in einen Stuhl, stellte seine Armbrust daneben nnd ging, um Wein zu bestellen.

„Aber wir stören Sie?" fragte Linden, zu dem Doctor gewandt.

„Nicht im mindesten," versetzte dieser freundlicher, „wenn Sie auch vorziehen, dem Wirrwarr vom sicheren Hafen aus ruhig zuzusehen, können wir unsere Betrachtungen gemeinschaftlich anstellen. Ihr College, der sein Herz immer auf der Zunge trägt, sonst aber seine Meriten hat, nannte mich einen Arzt ohne Praxis; ich bin es in der That, weil mir der Staat nicht erlaubt, meine Fähigkeiten anzu-

wenden, man muß ja in unserem Lande zu Allem erst eine Concession haben; das einzig freie Gewerbe darin ist der Müssiggang. Ich räche mich dafür, indem ich dann und wann einen Leitartikel in die Oppositionsblätter schreibe, worin ich das Ministerium ärgere, so weit es bei der Censur möglich ist."

„Unsere öffentlichen Zustände sind allerdings traurig genug," versetzte Linden.

„Unser Staat ist das Eldorado des Zunftwesens, das Paradies der Beschränktheit. Jeder Ehrgeiz, jede Begabung ist darin verdächtig, jede Thätigkeit wird mit feindlichen Augen betrachtet und in engste Grenzen eingemarkt. Wissen Sie, was die Hauptangelegenheit unserer Regierung ist? — Die Bevölkerung von Amerika."

„Indem sie ihre Unterthanen auf alle Weise zur Auswanderung treibt?"

„Ja, und was das Schlimmste ist: gerade die jüngeren und begabtesten, die thätigsten und muthigsten Menschen ziehen über den Ocean, während die trägen und stumpfsinnigen zurückbleiben."

„Sie sehen die Sache zu schwarz; Viele von denen, die gingen, kehren zurück, bereichert durch Erfahrung, mit Kenntniß und Liebe für freie Institutionen."

Krack kam keuchend zurück mit Wein und Gläsern: Die Unterhaltung der drei Männer wurde lebhaft und vertraulich; Ewald gewann den Doctor lieb; das biedre, freimüthige Wesen desselben, mit etwas Pessimismus und Satire geschärft, sprach ihm zu Herzen. Plötzlich, während Krack eine lange Diatribe gegen den Bundestag hielt, sprang Herr Moller, welcher starr in das Gewühl der Tanzenden gesehen hatte, empor und eilte mit großen Schritten in den Saal, als wenn er Jemand verfolge, und verschwand bald in der Menschenmenge. In demselben Augenblicke schwieg die Musik, die tanzenden Gruppen lösten sich auf, und ein allgemeines Chaos der hin und wieder wandelnden Masken erfüllte den Raum.

„Was er nur haben mag," murmelte Krack, „ich will doch sehen — Linden, Du bewachst wohl meine Armbrust einige Minuten — ich bin gleich wieder hier."

Mit diesen Worten eilte er von dannen, und Ewald blieb allein in dem Zimmer zurück.

Er blieb indessen nicht lange allein; eine nach orientalischer Weise gekleidete, dicht verschleierte Frauengestalt erschien am Eingange des Zimmers, musterte unschlüssig den darin Anwesenden und setzte sich dann auf einen ihm gegenüber befindlichen Divan.

Linden fühlte sich von ihrem durch den Schleier blitzenden Auge fixirt, er fixirte sie ebenfalls. Unter ihrem Turban quollen dicke Flechten von schwarzglänzendem Haar hervor und lagen schwer auf den leicht verhüllten Schultern, ein gelbseidener Shawl war um den Hals geschlungen und fiel in weichen Falten bis zu dem breiten, gestickten Gürtel hinab, in welchem ein kleiner eleganter Dolch steckte. Das weiße Kleid reichte bis auf die Knöchel; unter demselben fielen weite blaue Pantalons auf die Schuhe.

Linden fühlte in diesem gegenseitigen Anstarren einige Verlegenheit, als aber das Orchester einen neuen Tanz aufspielte, faßte er einen Entschluß; er trat mit einer Verbeugung vor die Maske und forderte sie zum Tanz auf.

Sie blickte anfangs ängstlich umher; dann erhob sie sich rasch und bot ihm die Hand. Er führte sie in den Saal. Sie tanzten. Die Unbekannte umschlang ihn dabei mit einer fast leidenschaftlichen Heftigkeit, er hörte ihr Herz klopfen. Plötzlich aber, als sie im tollen Wirbel dahinflogen, hielt sie gewaltsam inne; sie zitterte und hustete tief auf.

„Kommen Sie," sagte sie mit schwacher Stimme, die einen eigenthümlich metallischen Klang hatte, „führen Sie mich zurück nach dem Divan."

Ewald führte sie eilig dahin; sie sank wie gebrochen in die Kissen.

„Kann ich Ihnen etwas besorgen? Thee, Limonade?" fragte er theilnehmend.

„Nichts, nichts!" murmelte sie, „lassen Sie mich und suchen Sie sich eine andere Tänzerin! — Sorgen Sie nicht um mich," fuhr sie fort, als sie sein bekümmertes Wesen sah; ich bin an solche Zufälle gewöhnt, es wird bald übergehen — aber tanzen darf ich heut' nicht mehr, so gern ich möchte."

Ewald füllte eines der Gläser mit Wein und reichte es ihr. Sie schien einen Augenblick unschlüssig. Er bat sie, zu trinken. Sie nahm das Glas, und ihren Schleier etwas zur Seite schiebend, leerte sie es in langsamen Zügen. Indem sie es ihm zurückgab, sagte sie: „Ich danke Ihnen, Ewald Linden, es hat mir wohl gethan."

„Sie kennen mich!" rief Linden überrascht.

„Vielleicht mehr, als Sie glauben."

„Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ihr böses Gewissen."

Ewald stutzte; er suchte vergebens in seinen Erinnerungen.

„Sie sehen recht wohl aus," fuhr die Maske mit spöttischer Betonung fort, „recht blühend und frisch,

wie immer. Warum auch nicht? was könnte Sie quälen?"

„Das muß mein Gewissen allerdings am besten wissen," versetzte er lächelnd.

„Sie hatten einst einen Freund," fuhr die Maske fort, „einen tollen, warmblütigen Gesellen, der sein Leben für Sie gewagt hätte — was ist aus ihm geworden?"

„Den kennen Sie auch?" fragte Linden lebhaft mit einer Ahnung; „wenn dies nicht Alles eitle Spielerei ist, beschwör' ich Sie: was wissen Sie von ihm?"

„Eine rührende Frage!" rief die Maske. „Ich dacht' es wohl, daß Sie ihn seinem Schicksale überlassen hätten. Der arme tolle Gesell! wer weiß, ob nicht längst eine Handvoll Erde all seinem frohen Witz, all seinen köstlichen Einfällen auf ewig den Mund geschlossen hat! Doch was haben Sie auch mit ihm gemein — Sie, ein so geradliniger, moralischer Charakter, ohne Farbe, ohne Leidenschaft und ohne Leiden, immer vergnügt und zufrieden; ja, freuen Sie sich, solche Fischnaturen conserviren sich am besten und schwimmen immer oben!"

„Antonie!" rief Ewald, dem seine Ahnung zur Gewißheit wurde, und mit einer raschen Bewegung

faßte er den Schleier der Unbekannten und enthüllte ihr Gesicht.

„Antonie!“ wiederholte er tief erschüttert. Ach, wie war sie entstellt! wie war es eingesunken, dieses arme Antlitz, das er einst so blühend, so übermüthig froh gesehen; und doch hatte er es gleich erkannt. In seinem Auge spiegelte sich die traurige Veränderung. Antonie verstand seinen Blick und zuckte schmerzhaft zusammen. Er nahm zitternd ihre dünne, von dem weißen Handschuh bedeckte Hand.

„Ja, armer Freund,“ sagte sie mit einem melancholischen Lächeln, „so sehen Sie mich wieder; ich hatte bei dem Abschied nicht gedacht, daß das Wiedersehen so trübe sein sollte — bei jenem Abschied, der mir so schwer wurde — und von welchem Sie nichts ahnten.“

Plötzlich zusammenschreckend, zog sie heftig den Schleier wieder über ihr Gesicht. „Still, still!“ murmelte sie, „verrathen Sie mich nicht!“

In demselben Moment trat Dr. Moller rasch in das Zimmer. Antonie stand auf und wollte in den Saal schlüpfen. Der Doctor aber ergriff ohne Ceremonie ihren Arm und hielt sie zurück. Linden sprang entrüstet auf.

„Das ist empörend!“ rief der Arzt mit seiner

tiefen Stimme, „das ist der reine, nichtswürdige Selbstmord. Sie haben mich wohl nicht hier vermuthet? Aber ich bin Ihnen schon lange auf der Spur.“

„Sie sind böse, Doctor!“ versetzte Antonie mit gesenktem Haupte, „aber Sie haben Unrecht. Warum soll ich das Bißchen Leben, das mir bleibt, nicht noch genießen? Bald, ach so bald! kann ich's ja nicht mehr. Warum mich schon jetzt auf das öde langweilige Zimmer bannen, wo ich mich dem Tode näher fühle, als hier im Kerzenglanz, unter Menschen?“

„Sie haben mir versprochen, sich zu schonen, meinen Anordnungen zu folgen!“

„Was verspricht man nicht! Ich hatte übrigens den besten Willen; als ich aber so allein saß, die Stunden zählte, Niemand sah, ward mir so bang. Ich konnte von meinem Fenster das Ballhaus sehen, den Lichterglanz, die vielen Wagen, das bunte Gedränge im Portal. Noch hielt ich mich zurück. Da begann die Musik — ach! es war eine Polonaise, die ich immer so geliebt habe, ein Klang aus glücklicher Zeit. Da, Doctor, riß es mich fort — unwiderstehlich fort; ich wollte noch einmal fühlen, was leben heißt. Mißgönnen Sie mir den armen, letzten Tropfen nicht!“

„Diese ewigen Einbildungen!“ rief der Doctor unwillig, „diese Todesfurcht ohne Sinn, ohne allen Grund.“

„Ach, Doctor, Sie sagen das so, aber Sie wissen es besser. Ich fühl's, ich bin meinem Schicksal verfallen.“

„Das ist aber nicht wahr; Sie sollen leben, werden leben, Ihren Einbildungen zum Trotz. Aber freilich! wenn Sie sich selbst muthwillig zu Grunde richten wollen.“

„Verzeihen Sie, Doctor! Ach, ich weiß, Sie meinen es so gut! Sie sind ein edler Mann! Ach, wenn es von Ihnen abhinge — wenn es sein könnte,“ fuhr sie leise fort, wie mit sich selbst redend, „wenn ich leben könnte! Leben — leben — ach! nur der Sterbende weiß, was leben ist. Nur er weiß, wie süß das Sonnenlicht, wie schön diese Welt! — Und die Menschen mit ihrer ewigen Klage, wenn sie wüßten, wie glücklich sie sind!“

Plötzlich blickte sie lebhaft auf. „Sie haben Recht, Doctor,“ sprach sie ruhig, „ich bin eine Unsinnige; ich muß fort von hier — so schnell, als möglich. Haben Sie Dank, leben Sie wohl!“

Mit diesen Worten und einem leisen Kopfnicken gegen Linden entfernte sie sich mit hastigen Schritten.

Doctor Moller und Linden folgten ihr; aber sie war schon in dem Gewühl verschwunden.

„Ich muß mich überzeugen,“ sagte der Arzt; „erwarten Sie mich in dem kleinen Zimmer.“

Er eilte hinaus; Linden ging gedankenvoll in das Zimmer zurück. Nach einigen Minuten kam auch Herr Moller wieder, warf sich keuchend in den Divan und zündete eine Cigarre an.

„Sie ist in Sicherheit,“ sagte er; „ich fand sie am Ausgang und begleitete sie einige Schritte — wie ich höre eine alte Bekanntschaft von Ihnen? Sonderbar, wie sich das trifft.“

Linden bat ihn begierig um Auskunft über Antoniens Lage.

„Ich kenne sie seit vergangenem Winter,“ sagte der Doctor, „ein Freund, der eine Liaison mit ihr hatte, führte mich bei ihr ein. Sie lebte damals gewissermaßen in glücklichen Verhältnissen, spielte am Hoftheater in kleineren Rollen, mit geringer Gage und desto größeren Hoffnungen; ihre damals wirklich glänzende Schönheit erwarb ihr viele Anbeter; sie erhielt in dieser Hinsicht ziemlich vortheilhafte Anträge, aber sie war nicht interessirt; sie suchte nicht Gewinn, sondern Vergnügen; mein Freund, ein Officier, war ein armer Teufel; trotzdem blieb sie

ihm treu bis zum Frühjahr, wo er in eine andere Garnison versetzt wurde. Der Abschied kostete einige Thränen, man wechselte ein Paar Briefe; dann vergaß man sich gegenseitig, wie das zu gehen pflegt. Um jene Zeit zeigten sich die ersten Keime einer Krankheit bei ihr, die sich rasch entwickelte. Von Natur kräftig und kerngesund, hatte sie nie dergleichen gefürchtet, sich nie geschont, oft wenn sie erhitzt aus der Probe oder Vorstellung kam, in der kalten Winterluft mit ihrem Freunde promenirt, auf Bällen wie eine Rasende getanzt.

Allmälig verschwanden die blühenden Farben ihres Gesichts; sie magerte ab, und an die Stelle des früheren Uebermuths trat eine zunehmende Ermattung. Ihre versagenden Kräfte machten die Ausübung ihres Berufs fast unmöglich: sie wurde entlassen. Das Publicum vergaß sie; die Genossen des früheren fröhlichen Lebens verloren sich einer nach dem andern, ich blieb ihr einziger Freund und wurde ihr Arzt."

„Und ihre Krankheit?"

„Zerrüttung des Nervensystems, völlige Entkräftung. Dabei eine stille Verzweiflung, welche immer mehr und mehr die Seele des armen Mädchens einnimmt; Reue über das vergangene Leben, Todesfurcht. Und doch wieder hie und da eine plötzlich

aufflammende Gier nach den alten Vergnügungen, die sie zu solchen Excessen treibt, wie am heutigen Abend."

„Aber Sie verzweifeln doch nicht an ihrer Herstellung?" fragte Linden ängstlich.

„Ich würde besseres Vertrauen dazu haben, wenn die äußere Lage meiner Patientin günstiger wäre. Sie glauben nicht, welche Mittel der Reichthum in solchen Fällen gewährt: äußere Pflege und Behaglichkeit, gesunde Wohnung, gewählte Kost, später etwa eine Badereise — das Alles ist hier versagt."

„Dafür muß Rath werden", rief Ewald mit Wärme. „Die Arme! so wehrlos dem Uebel preisgegeben! Sie ist wohl in großer Dürftigkeit?"

„Freilich. Ihre Mittel sind erschöpft. Der Hauswirth fordert ein Quartal rückständige Miethe und droht mit Kündigung. Ich habe ihn vorläufig befriedigt; ein Umzug in dieser Jahreszeit wäre zu gefährlich."

„Ich biete Ihnen meine schwache Hülfe, um die Lage der Armen so erträglich als möglich zu machen. Wann darf ich Sie morgen besuchen?"

Der Doctor drückte ihm die Hand, gab ihm seine Adresse und bezeichnete ihm die Stunden, in welchen er zu Hause sei.

„Wissen Sie nichts über den Vater Ihrer Patientin?“ fragte Linden.

„Von ihm ist keine Hülfe zu erwarten,“ versetzte der Arzt; „sie erklärt lieber sterben, als sich an ihn wenden zu wollen. Er soll in ärmlichen Verhältnissen und unglücklicher Ehe leben.“

„Hätte er sich zum dritten Male verheirathet!“ rief Ewald überrascht.

„Es muß wohl so sein,“ versetzte der Doctor, „Fräulein Antonie sagt wenigstens so.“

Krack's Eintritt unterbrach ihre Unterredung. Seine Erscheinung war tragisch. Er war beim Tanzen in Folge einer zu kühnen Evolution zwischen verschiedene Blumentöpfe mit stachlichen Gewächsen gefallen und hatte dabei seine Maske verloren, seinen Anzug zerrissen nnd sein Gesicht mit mehrfachen Schmarren verziert.

VIII.

Am andern Morgen überzählte Linden seine Casse; obgleich er in seiner provisorischen Anstellung noch keinen Gehalt und von seinem Vater nur ein sehr mäßiges Jahrgeld bekam, so wußte er doch sein kleines Einkommen durch literarische Arbeiten zu vermehren und durch Genügsamkeit so zu reguliren, daß er für außerordentliche Fälle immer einen Nothpfennig hatte. So fand er denn auch jetzt einige entbehrliche Zehnthalerscheine, mit welchen in der Tasche er sich zeitig zu Dr. Moller begab. Er fand denselben beim Frühstück, in Gesellschaft eines Skelettes, welches ihn von der Wand freundlich angrinste. Bücher, Manuscripte, Zeitungsblätter, Knochen, Fläschchen mit mancherlei Flüssigkeiten, verschiedene Frösche in Gläsern, eine ausgestopfte Katze, Tabackspfeifen, Stiefel und Kleidungsstücke lagen und standen in friedlichem Chaos umher. Der Arzt,

in einen weiten Schlafrock gehüllt, empfing Linden mit schlichter Freundlichkeit, räumte ihm nicht ohne Mühe einen Platz auf dem von obigen Gegenständen fast unzugänglich gemachten Divan, beredete ihn zu einer Cigarre und einem von ihm selbst componirten Kräuterliqueur, welcher bei dem feuchtkalten Wetter von wunderbarem Nutzen sein sollte. An die Unterhaltung des vorigen Abends anknüpfend, beriethen sie über die Lage Antoniens; der Doctor gab Linden über ihren Krankheitszustand und ihre äußeren Verhältnisse jede gewünschte Auskunft, das Geld, welches ihm Ewald für sie brachte, wollte er jedoch nicht annehmen; er bestand darauf, daß er es selbst ihr übergeben sollte; sie verzehre sich in Einsamkeit und trüben Gedanken, bedürfe daher vor Allem persönlicher Theilnahme und tröstenden Zuspruchs.

„Ich beabsichtige auch, sie zu besuchen," sagte Linden nach einiger Ueberlegung; aber da Sie bisher die Rolle ihres Finanzministers übernommen haben, würd' es ihr wohl weniger genant sein, das Geld durch Ihre Hand zu erhalten."

Dr. Moller aber bestand auf seiner Ansicht, und so blieb Ewald nichts übrig, als sich zu fügen; er stellte nur die Bedingung, daß jener ihn persönlich bei Antonien einführen sollte, aus Rücksicht für das

Gerede der Hausbewohner. Sie trafen demgemäß ihre Verabredung.

Es war ziemlich spät am Nachmittag, als Doctor Moller Linden abholte und nach der Wohnung Antoniens führte. Dieselbe befand sich in einer engen Straße des ältesten Stadttheiles; sie traten in ein außerordentlich schmales hohes Haus, in welchem sie eine steile, knarrende Treppe hinanstiegen bis in den vierten Stock. Als sie auf den durch ein kleines nach hinten gelegenes Fenster schwach erhellten Flur gelangten, sahen sie einen kleinen, untersetzten Mann in einer grünwollenen Jacke mit engen grüncarrirten Beinkleidern, einer gestrickten Nachtmütze auf dem ungewöhnlich dicken Kopfe, welcher in gebückter Stellung vor einer Thüre stand und durch das Schlüsselloch derselben lugend in seine Betrachtungen so vertieft war, daß er das Geräusch der Heraufkommenden nicht beachtete. Dr. Moller trat leise und rasch hinter ihn, faßte ihn mit beiden Händen schnell zugreifend an beide Ohren und zog ihn mit einem heftigen Ruck von seinem Posten zurück.

„Hülfe! Räuber! Mörder!“ brüllte der kleine Mann mit kläglicher Stimme. „Ach, Sie seien es, Herr Doctor?“ sagte er beschämt, als ihn Moller

umdrehte und vor sich hinstellte, indem er ihn mit einem grimmigen Blicke fixirte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Antonie erschien, von dem Geschrei herbeigezogen, mit erschrockener Miene auf der Schwelle. Als sie Linden sah, flog es wie Sonnenlicht über ihre verfallenen Züge; sie winkte ihm einzutreten und ging rasch in das Zimmer zurück. Linden folgte ihr, während der Doctor draußen seine Verhandlung mit dem Kleinen fortsetzte, wobei er sich jedoch seinerseits noch immer auf die Pantomime beschränkte und das Männlein mit einem tragischen Ernst anblickte.

„Ach, Herr Doctor!“ rief dieses geängstet, „was haben Sie eigentlich? Ich wollte ja nur sehen, ob das Fräulein zu sprechen wäre; denn Sie wissen, ich störe nicht gern Leute im Schlafe, zumal wenn sie krank sind. Sie kennen mich, ich kann keiner Fliege nichts zu Leide thun. Bitte, sehen Sie mich nicht so verdächtig an! Sie haben mir schon einen schönen Schrecken eingejagt.“

„Was hatten Sie denn hier oben überhaupt zu suchen?“ fragte der Doctor mit einer wahren Inquisitorenmiene.

„Ach, Herr Doctor,“ sagte der Kleine verlegen,

„ich — ich wollte ihr kündigen — auf den ersten nächsten Monats; denn bis dahin haben Sie mir ja die Miethe bezahlt. Ach, sehen Sie mich nicht so schrecklich an! Es liegt wahrhaftig nicht an mir; aber meine Frau" — er blickte ängstlich umher.

„Was ist mit Ihrer Frau?" fragte Moller heftig.

„Ach, Herr Doctor, sie ist so fromm. Seit sie die Betstunden von dem neumodigen Prediger an der Marienkirche besucht und Missionsstrümpfe strickt, ist sie ganz anders geworden, als früher; wir lebten so glücklich, und jetzt — es ist um rasend zu werden!" Und er nahm seine gestrickte Mütze vom Kopfe und drehte sie kummervoll in den Händen.

„Und was hat die Frömmigkeit Ihrer Frau mit der Miethangelegenheit zu schaffen?" fragte der Arzt.

„Sehen Sie, Herr Doctor, seit meine Frau so geworden ist und wie sie sich ausdrückt einen neuen Menschen angezogen hat, hält sie alles Theaterwesen für Teufelsdienst und alle Comödianten für Diener des Satans, Gefäße des Zornes — ich kann die Ausdrücke nicht alle behalten — denn, wissen Sie, diese Frommen haben so ihre Kunstsprache, die ein gewöhnlicher Christenmensch oft gar nicht versteht."

„Zur Sache! zur Sache!“ rief der Doctor ungeduldig.

„Also,“ fuhr der Kleine mit leiserer Stimme fort, „seit die Mamsell krank ist und keine Besuche mehr bekömmt, hatte sich meine Frau in den Kopf gesetzt, sie zu bekehren. Erst schickte sie ihr dann und wann so ein kleines Büchelchen hinauf, was sie Tractätchen nennen — ich muß mir das Zeug auch am Abend nach Tische vorlesen lassen — dann machte sie ihr kleine Besuche, von denen sie aber immer mit bedenklichem Kopfschütteln zurückkam — so weit war Alles gut. Da aber will das Unglück, daß gestern die Mamsell Abends aus dem Hause geht; meine Frau bemerkt es, schleicht ihr nach und sieht, wie sie in das Hotel geht, wo der Maskenball ist. Ach, das war zu viel — alle Mühe um ihr Seelenheil vergebens — alle die frommen Schriften umsonst hinauf geschickt! Diesen Morgen läuft meine Frau zu ihr hinauf, um ihr in's Gewissen zu reden. Sie muß aber schlecht empfangen sein; der Besuch dauerte nicht lange; mit ihrer schrecklichsten Miene trat sie in meine Werkstätte: Die Person muß mit nächstem Monat aus dem Hause, sagte sie, ehe sie in ihren Sünden dahinfährt, wo Heulen und Zähneklappen ist. Sie sagte

noch Vieles der Art, daß meinen Gesellen ganz bange wurde. Sie wissen, Herr Doctor, ich bin der gutmüthigste Mensch von der Welt; ich hab' ihr die besten Worte gegeben, um sie von der Schrulle abzubringen — aber nicht möglich! So mußte ich mich denn zuletzt entschließen und wollte eben hineingehen, um die Bestellung auszurichten. Aber ich weiß nicht, als ich so vor der Thür stand — und das arme Mädchen am Fenster sitzen sah — so bleich und abgezehrt — es war, als ob mich eine unsichtbare Hand zurückzöge — und da packten Sie mich auf einmal an den Ohren! Sie können sich denken, bei meiner Stimmung, wie Sie mich erschreckt haben."

„Schämen Sie sich!" sagte der Doctor; „lassen Sie sich den Bart abscheeren, ziehen Sie Weiberkleider an, binden Sie eine Schürze vor! — Doch ich will an Sie kein Wort mehr verschwenden. Führen Sie mich zu dem Hausherrn, Ihre Frau meine ich; ich will mit ihr reden!"

„Wirklich, Herr Doctor?" fragte der Kleine, indem er den Arzt mit Bewunderung ansah, „ach! das ist schön von Ihnen! thun Sie es! machen Sie ihr die Hölle so heiß als möglich. Drohen Sie mit Processen, mit dem Sanitätscollegium, mit einem

Artikel in der „Posaune.“ Ich habe solches Mitleid mit der armen Person — und bei diesem Wetter aus dem Hause! es wäre kannibalisch. Ach! diese Frommen! — So, nun kommen Sie, Herr Doctor, aber auf mich dürfen Sie sich nicht berufen, ja nicht!“

Mit diesen Worten stieg er dem Doctor voraus die Treppe hinab, um ihn zu seiner gestrengen Herrscherin zu führen.

Als Ewald in Antonien's Stübchen trat, war er angenehm berührt von der Ordnung und Sauberkeit darin; man wurde durch nichts erinnert, daß dieser kleine Raum ein Krankenzimmer war. Sie hoffte, daß er kommen würde, und hatte Alles nett und freundlich hergerichtet. Sie selbst war einfach und anständig gekleidet, ihr schönes Haar sorgfältig geordnet; ihr Gesicht hatte einen Schimmer von Röthe, ihr Auge einen helleren Glanz bekommen, als er eintrat. Sie hatte ein Gefühl, als verscheuche seine Gegenwart alle finsteren Schatten und jene drohende Gestalt, welche die Knochenhand nach ihr ausstreckte, als ströme ein geheimnißvoll schützender Zauber von seiner Hand aus, als er die ihrige sanft ergriff. Dem Wunsche des Arztes gemäß, fragte er nicht nach ihrem Befinden und zeigte ein ruhiges, ver-

trauensvolles Wesen. Antonie bestürmte ihn mit Fragen über seinen Aufenthalt in der Stadt, seine Erlebnisse seit ihrer Trennung; dann bat sie ihm die bösen Worte ab, welche sie ihm als Maske an dem Abend zuvor gesagt hatte. „Ach, ich mußte ja die Rolle eines bösen Gewissens spielen," rief sie, „und da konnt' ich's nicht lassen, Sie ein Bißchen zu nergeln, wie dazumal in Windheim, in jener schönen — schönen Zeit! — Ach Windheim!" seufzte sie, während ihr Auge wie in eine unbekannte Ferne starrte.

„Hätt' ich es nie verlassen!" murmelte sie nach einer Pause; „ach, Sie glauben nicht, was ich seitdem gelitten habe."

„Ich beruhigte mich," sagte Ewald, „damals einigermaßen in dem Gedanken, daß Sie Ihren Weg unter dem Schutze eines Mannes anträten, von dem wir Alle die beste Meinung hegten."

„Und er verdiente sie," versetzte Antonie; „Barribal war ein vortrefflicher Mensch, zartfühlend, gefällig, auch unter Unannehmlichkeiten immer guter Laune. Der Sommer verging mir fröhlich genug in seiner Truppe; wir spielten bald hier, bald dort, häufig im Freien, auf offenen Bühnen, bald in Schlössern, bald in Scheunen. Die kleinen Be-

schwerden unseres Zigeunerlebens ertrugen wir mit gutem Humor; diese Zeit war jedenfalls der beste Theil meiner neuen Laufbahn. Für den Winter richteten wir uns in einer Provinzialstadt ein. Unsere Vorstellungen wurden eifrig besucht; wir hatten glänzende Erfolge, und auch für mich ging Anfangs Alles nach Wunsch. Der Director vertraute mir größere Rollen an', welche ich unter großem Beifall spielte. Ich täuschte mich damals über die Quelle dieses Beifalls; ich hielt denselben für einen natürlichen, aus der Freude des Publicums über mein Spiel hervorgegangenen, für einen verdienten uneigennützigen Tribut, meinem Talente dargebracht. Ich bemerkte nicht, daß eine kleine Anzahl Menschen die Meinung dieses Publicums machte, daß es selbst ohne Urtheil oder doch ohne den Muth war, ein Urtheil selbstständig zu äußern. Vorn im Parquet thronten jene Kunstrichter, welche mit einer stummen Uebereinkunft das Signal des Beifalls oder des Tadels gaben und die übrigen Zuschauer bald zu einem begeisterten Applaus, bald zu einem höhnenden Zischen fortrissen. Einige Officiere der kleinen Garnison, einige unbeschäftigte Dandy's bildeten diese heilige Schaar, welche über unser Geschick disponirte. Wagte je ein anderer Zuschauer eine noch so be-

rechtigte Aeußerung der Art zu geben, so blieb er vereinzelt, und ein Pelotonfeuer erstaunter Blicke richtete sich von allen Seiten auf ihn. Nur die obersten Logen, deren Publicum den geringsten Volksclassen angehörte, kehrten sich weniger an jenes Monopol und folgten ungenirt ihrem natürlichen Gefühl, welches sie zuweilen mit den unteren Regionen in einen ehrenvollen Widerspruch setzte. Ich beachtete diese Verhältnisse in der ersten Zeit nicht und war glücklich in meinen Triumphen. Bald sollt' ich enttäuscht werden. Ein einflußreiches Mitglied jener leitenden Schaar hatte mir verschiedene kleine Beweise von Aufmerksamkeit gegeben, um schließlich mit Anträgen hervorzutreten, welche meine Scham verletzten, und die ich mit Entrüstung abwies; Barribal, dem ich es im Vertrauen mittheilte, zuckte die Achseln und meinte, man dürfe in unserer Stellung nicht zu empfindlich sein; er rieth mir, bei solchen Gelegenheiten möglichst schonend aufzutreten, lieber Unschlüssigkeit, als Unwillen zu zeigen, einen Schatten von Hoffnung zu geben, die Sache möglichst lange in der Schwebe zu lassen, um schließlich zu thun was mir beliebte. Sein Rath war weise, wurde aber wie gewöhnlich schlecht aufgenommen. Ich hatte auch wenig Geschick zu der angedeuteten Rolle und wies

bald danach einen neuen Versuch der Art in eben so schroffer Weise ab, wie den ersten. So hatte ich mir zwei Feinde gemacht, welche beide jener Clique angehörten. Die Strafe folgte bald. Der Beifall wurde seltener, lauer, um sich allmählig in das Gegentheil zu verwandeln. Vergebens verdoppelte ich meinen Eifer; mitten im Spiel hört' ich unter mir in jener Gegend des Parquets höhnische Bemerkungen, pöbelhafte Witze über mich, welche mit einem meckernden Lachen begleitet wurden. Ich kam darüber außer Fassung und fühlte, wie mein Spiel darunter litt; ich wurde unsicher, ängstlich, befangen; man erkannte mich nicht wieder in denselben Rollen, welche früher meine Glanzpartieen bildeten. Man trieb die Verfolgung noch weiter; anonyme Briefe des gemeinsten Inhalts, schmutzige Spottgedichte, empörende Verläumdungen, Alles wurde aufgeboten, mich zur Verzweiflung zu treiben. Und o, jenes Publicum! wie stimmte es sich rasch in den angegebenen Ton! mit welcher Naivetät cassirte es sein früheres Urtheil! mit welcher Herzlosigkeit gab es mich meinen Feinden preis! — Hie und da bemitleideten mich wohl Einige, wagten eine schüchterne Bemerkung zu meiner Vertheidigung; aber da war unter Tausenden nicht Einer, der muthvoll für mich aufgetreten wäre, die

Intrigue entlarvt, die Verläumder meiner Ehre zur Rechenschaft gezogen hätte! — O Linden, ich habe dazumal die Menschen recht satt bekommen."

„Ich glaub's," sagte Ewald, „in solchen Fällen triumphirt gewöhnlich die Gemeinheit, zumal in kleinen Städten, wo es Keiner mit dem Anderen verderben will. Aber was hielt Sie? warum verließen Sie nicht einen so undankbaren Kampfplatz?"

„Ich sah mich bald dazu genöthigt," versetzte sie; „meine Gesundheit litt unter dem Choc der täglichen Angriffe. Barribal war nicht im Stande, dieser Cabale zu trotzen. Er gab mir eine Empfehlung an die Direction eines hiesigen Theaters; ich verließ den Ort meiner stolzesten Hoffnungen und meiner tiefsten Enttäuschung — o wie athmete ich auf, als die letzte Thurmspitze der verhaßten Stadt verschwunden war!"

„Und hier wurden Sie entschädigt?" fragte Ewald.

„Zum Theil! Ich sah zum ersten Male eine wirklich große Stadt. Mein Herz schlug höher, ich fühlte mich neu belebt. Wie blickte mich hier Alles so groß und prächtig an! — Aber ich hatte Anfangs sehr zu kämpfen; ich erhielt nur ein sehr geringes, ärmliches Engagement; man stellte hier ganz andere

Ansprüche, nichts macht' ich recht: ich mußte gewissermaßen wieder von vorn beginnen. Doch nun nichts mehr von meinem traurigen, verfehlten Leben!" rief sie unmuthig; „erzählen Sie mir von dem Ihrigen — das wird amüsanter sein."

„Nein," sagte Linden, „meine Existenz seit unserer Trennung war sehr einförmig. Ich habe allerlei gelernt, allerlei gesehen, allerlei Bekanntschaften gemacht, aber sonst nichts Besonderes erlebt. Ich bin nicht zu Abentheuern geboren."

„Sie sind gut," versetzte sie ernst, „aber es fehlt Ihnen etwas — das, was uns anderen Menschenkindern das meiste Glück und die meiste Qual macht — Sie haben kein Herz!"

„Zuweilen wünscht' ich, es wäre so," sagte Ewald mit einem Seufzer. „Aber es ist etwas Wahres in Ihren Worten. Ich habe etwas in meinem Wesen, was mich überall hemmt; ich bin nicht glücklich — ich fühl's, mein Leben ist mehr oder weniger verfehlt, und ich verkümmere in der Oede dieses armseligen Daseins. Wenn je ein schönes, wärmeres Gefühl mein Herz beben macht, so fallen — ach! wie Eistropfen tausend Zweifel und Bedenken darauf und löschen die Flamme. Ich kann nicht mitschwärmen, wo ich Thoren sehe, nicht glücklich sein, wo ich Ver-

wirrung schaffen würde — ja! wer den Muth hätte, immer seinem Gefühl zu folgen! — Doch genug davon! Vergessen Sie diese Klagen, welche nur Ihren Spott reizen können."

„Nein, Linden!" sagte sie traurig, „ich habe ausgespottet. Dazu muß man heiter und gesund sein. Es ist recht dunkel um mich her geworden und wird bald noch dunkler werden. Und dann — man sollte überhaupt nicht spotten, über keinen Menschen; jeder ist, was er werden sollte — er kann nicht aus sich heraus."

„Doch, Antonie, doch!" sagte Linden ernst, „wir dürfen den Kampf nicht aufgeben — wir sind nicht dazu geschaffen, um uns willenlos treiben zu lassen; Jeder soll etwas aus sich machen. Und wenn es auch nur ein Ringen wäre! Wehe dem, der nicht mit sich ringt."

„O weh! Sagen Sie das auch! Ich habe zuweilen schreckliche Gedanken darüber. Glauben Sie an eine Ewigkeit — an ein Gericht? Sind wir verantwortlich für Alles, was wir in diesem armen Leben gedacht und gethan haben?"

„Gewiß, Antonie. Und leiden wir nicht auch hier schon genug von unserer Schwäche, unseren thörigten Gedanken und Thaten?"

„Ja, aber dort, — dort, —“ sagte sie mit einem Schauer, „jenseits des Grabes — o Linden, könnten Sie glauben, daß Gott die größere Hälfte seiner Geschöpfe geschaffen hätte zu ewiger Verdammniß?“

„Nie möcht’ ich eine solche Lästerung aussprechen. Nein, Antonie, so wahr ich glaube, daß jede Schuld sich rächen wird, rächen muß, so gewiß glaub’ ich auch, daß jede Schuld zuletzt getilgt wird, daß für endliche Vergehen, und wären sie noch so schwer, auch die Strafe keine unendliche sein kann. Ja, ich vertraue fest, daß Gottes Gerechtigkeit mit seiner Liebe bestehen kann.“

„Ja — so muß es sein!“ rief Antonie tief ergriffen; „wie bin ich nicht selbst darauf gekommen? es ist so wahr, so natürlich. O Linden, ich taumelte zwischen zwei Abgründen — auf der einen Seite ein ödes Nichts, in das alles Leben zurücksinken müßte — eine sinnlose, zwecklose Welt — ohne Gott — ohne Plan — auf der anderen Seite eine Rettung, die ich nicht fassen, nicht verstehen konnte, die mir ein Hohn aller Gerechtigkeit, eine Grausamkeit gegen Millionen andere, bessere Menschen schien, die meinem innersten Gefühl widerstrebte.“

„Wie sind Sie auf diese Gedanken gekommen?“

„Da," rief sie, eine Hand voll gedruckter Blätter und Brochüren auf den Tisch werfend, „da sehen Sie die Quälgeister, welche mich verfolgt haben. Dr. Moller wollte sie mehr als einmal in's Feuer werfen. Aber was er dagegen sagte, klang wahrlich auch nicht tröstlich. Wollte man ihm glauben, so wäre unser Geist nichts als ein Spiel unserer Nerven, eine Thätigkeit unseres Gehirns, und mit dem Leibe ginge Alles zu Ende. Und das sollte mich beruhigen, das sollte etwas Süßes, etwas Wünschenswerthes sein, so ein ewiger Schlaf ohne Traum; ja, wenn man nie gewacht hätte! Aber wer möchte mit Gemüthsruhe schlafen gehen, wenn er nicht an ein Erwachen glaubte!"

„Arme Seele!" murmelte Linden vor sich hin, „auch damit quält man Dich noch. Bis in dies abgelegene Erkerstübchen dröhnt das Getöse des großen Zeitkampfes. Unsere modernen Apostel sind recht zudringlich."

„Und was halten Sie von den Ansichten des Doctors?" sagte Antonie gespannt.

„Ich halte sie eben für Ansichten, für voreilige Schlüsse aus ungenügenden Kenntnissen; man sollte eben so vorsichtig im Läugnen sein, als im Behaupten. Den Fanatikern des Glaubens, welche unsere Vernunft

auf ewig in Ruhestand versetzen möchten, stehen Fanatiker der Negation gegenüber, welche Alles läugnen, was sie nicht unter ihrem Sectionsmesser oder ihrer Loupe finden. Der Mensch hat eine Leidenschaft, aus jedem kleinen Fortschritt seines Wissens gleich ein neues Weltsystem zu fabriciren. Wir übersehen einen zu kleinen Raum, um all jene großen Fragen, welche die Philosophie aufwirft, zu entscheiden; aber wir wissen, wie wir handeln sollen, dafür finden wir das Gesetz auf der Tafel unseres Herzens, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, es zu lesen. Und dieses Gesetz weiset auf einen Gesetzgeber; aus Nerven und Fasern, Zellen und Knochen läßt es sich nicht erklären. Und dieses Leben endlich, in dem so oft das Laster triumphirt, die Tugend leidet, in dem so oft das Verbrechen die Unschuld zum Blutgerüst führt, kann das Gesetz nicht gerechtfertigt werden, dazu bedarf es einer Welt jenseits des Grabes. Das sind die Dogmen einer kleinen Secte, welche durch alle Jahrhunderte, unbeirrt von dem Wahnsinn der wundersüchtigen Menge, dem Zelotismus der Priester, still und unbeachtet neben den übrigen Parteien ihren Weg wandelt; die wahren Wohlthäter der Menschheit, von Sokrates bis Franklin und Washington, gehören ihr an; die größten, mensch-

lichsten Dichter, ein Shakespeare, ein Molière, ein Schiller, bekannten sie in ihren Werken. Lesen Sie in diesen Werken, lesen Sie das Bekenntniß des savoyischen Priesters in Rousseau's Emile — Sie werden darin die beste Medicin gegen das Gift jener elenden Brochüren, so wie gegen den öden Materialismus des Doctors finden."

Er stand auf, um zu gehen; indem er seinen Hut nahm, schob er das Geld vorsichtig in eine halb offene Lade der Kommode. Antonie bemerkte jedoch seine Bewegung; rasch hinzutretend fand sie die Scheine; sie nahm sie mit zitternder Hand.

„Nein, nein!" murmelte sie, während ihre Miene einen schmerzlichen Kampf vergebens zu verbergen suchte.

„Antonie," sagte Linden mit milder Festigkeit, „versuchen Sie nicht, mich über Ihre Lage zu täuschen. Ich entbehre dies Geld nicht, Sie aber bedürfen es. Also keine falsche Scham, Sie würden mich damit nur kränken. Leben Sie wohl, in einigen Tagen hoff' ich Sie wieder zu besuchen. Schonen Sie sich, ich bitte Sie darum, wüthen Sie nicht gegen sich selbst, verbannen Sie die schwarzen Gedanken, denken Sie über Alles, aber mit Ruhe. Ein tapferer Muth allein heilt viele Uebel. Auf Wiedersehen also!"

Er drückte ihr herzlich die Hand und eilte hinaus. „Aber bald, bald!“ rief sie ihm nach, indem sie mit dem Lichte hinaustrat und sich lauschend über die Brüstung der Treppe lehnte, bis der letzte seiner Tritte verhallte.

XIX.

Helene, welche einer Unpäßlichkeit wegen das Zimmer hüten mußte, saß allein, vertieft in die Lectüre eines Romans; im Ofen knisterte das Feuer und verbreitete eine behagliche Wärme, während draußen der Decemberwind die Schneeflocken jagte. Die kleine Lampe verbreitete einen milden Glanz und beleuchtete die lieblichen Züge der Leserin; sie war so vertieft in ihr Buch, daß sie nicht die durch den weichen Fußteppich gedämpften Schritte des alten Barons hörte, welcher schweigend eintrat; er stand nun vor dem Tische und betrachtete mit wehmüthigem Ernst das junge Mädchen. Er schien unschlüssig, ob er sie anreden oder wieder gehen solle; da blickte sie am Ende eines Capitels plötzlich auf und fuhr erschrocken zusammen, als sie so unerwartet den Baron erblickte.

„Ich habe Dich erschreckt, mein Kind!“ sagte

dieser freundlich ernst, „verzeih', daß ich so ungemeldet bei Dir eintrete."

„Sie wissen, daß Sie immer willkommen sind," versetzte sie, indem sie schnell aufstand.

„Bleib sitzen, mein Kind," sagte er, sie in das weiche Sopha sanft zurückdrückend, und neben ihr auf einem Sessel Platz nehmend, „es ist mir gerade recht, daß ich Dich allein finde. Nun können wir ungestört plaudern; ist Dein Befinden besser?"

„O gewiß, ich bin ganz wieder hergestellt, es war ja auch nichts, als eine unbedeutende Erkältung."

„In Gesundheitssachen kann man nie zu vorsichtig sein, zumal bei euch jungen Dämchen. Doch, es ist mir lieb, daß Du dich wohl fühlst; ich komme in Geschäften und bitte um Deine ganze Aufmerksamkeit. Du weißt, ich verschonte Dich gern damit, aber Du mußt doch von Deinen Angelegenheiten unterrichtet sein, zumal es sich hier um einen Punkt handelt, in dem ich nichts entscheiden möchte, ohne Deine Ansicht zu kennen."

„Ach, Herr Baron —"

„Nicht Herr Baron, sondern — nun?"

„Herr — Vater —" sagte Helene schüchtern, „ich wollte Sie bitten, daß Sie Alles lediglich nach Ihrem Ermessen ordneten, ohne mich zu fragen; ich

verstehe ja doch nichts von solchen Sachen — und so viel hab' ich schon begriffen," fügte sie zögernd hinzu, „daß mir von dem Nachlaß meines armen Vaters nicht viel übrig bleiben wird, vielleicht gar nichts."

„Das ist eben die Frage, deren Entscheidung von Dir abhängt," sagte der Baron, indem er sie forschend ansah.

„Wie meinen Sie das? Ich denke, wenn die Sachen so stehen, wie wir fürchteten, bleibt nichts übrig, als das Gut zu verkaufen und die Gläubiger zu befriedigen?"

„Und wenn sich das Gut halten ließe? Es ist der Sitz Deiner Väter."

„Und die Heimat meiner Kindheit, meiner glücklichsten Erinnerungen," flüsterte Helene mit einem Seufzer; „ach, es ist ein so lieber alter Wohnsitz. Aber wie sollte es sich halten lassen? — Vater klagte selbst schon in den letzten Jahren über die geringen Erträge, welche kaum die Steuern und Zinsen deckten — wer sollte es verwalten? — Und die Gläubiger, wie könnte man sie befriedigen?"

„Ich sehe, mein Kind, Du bist besser auf meine Mittheilungen vorbereitet, als ich dachte. Also höre in Kürze den Stand der Sache! Die Hypotheken

erreichen beinah den Werth des Gutes, welches, offen gesagt, in einem sehr verwahrlosten Zustande ist; Euer letzter Verwalter war ein Schurke. Indessen ließen sich die Hypothekgläubiger vielleicht beruhigen und ihre Capitalien stehen, und der geringe Rest des übrigen Vermögens müßte dann benutzt werden, um das Gut wieder in Stand zu setzen."

„Es bleibt also doch ein Rest?" fragte Helene erleichtert.

Der Baron schwieg einige Secunden. „Nur wenn die anderen Gläubiger, welche keine Hypotheken haben, nicht völlig befriedigt werden und nur einen Theil ihrer Forderungen erhalten."

Helene blickte verwundert auf.

„Du begreifst das nicht," fuhr der Baron fort, „ja, es ist auch schwer zu begreifen; aber die Juristen wissen zuweilen Rath für solche Fälle. Die Forderungen lassen sich zum Theil anfechten; es sind Wechsel auf Ehrenwort darunter, bei denen es zweifelhaft ist, ob Dein Vater wirklich den ganzen Betrag erhalten hat. Dazu die ungünstigen Berichte über den Stand der Erbschaft, die Besorgniß der zahlreichen Gläubiger. Da meint nun unser Anwalt, wenn man sich etwas sperrte, es hie und da auf einen Proceß ankommen ließe, schließlich einen Ver-

gleich böte, könne man den Leuten wahrscheinlich etwas von ihren Forderungen abhandeln, einen sogenannten Accord zu Stande bringen."

„Und hätte mein Vater das versucht?" fragte Helene mit einer ihr sonst ungewöhnlichen Lebhaftigkeit; „würde er irgend eine jener Forderungen bestritten haben?"

„So wie ich ihn gekannt habe, nein!" versetzte der Baron mit fester Stimme. „Er war ein Edelmann von altem Schrot und Korn, und was er geschrieben hatte, daran deutelte er nicht."

„Und seine Tochter sollte es?" rief Helene unwillig; „nein, Herr Baron, handeln wir grade so, wie er gehandelt haben würde. Sein Namenszug sei uns so heilig, wie ihm selber! Wie konnten Sie nur um so etwas fragen!"

„Um diese Antwort zu hören," sagte der Baron, indem er sie auf die Stirn küßte. Dem jungen Mädchen traten die Thränen in die Augen, aber sie drückte sie zurück und sah den Baron gefaßt an.

„Es wird also nöthig werden," fuhr der Baron fort, „Reichenau zu verkaufen und sobald als möglich, weil es in dem jetzigen Zustande mehr kostet als einbringt. Ich habe schon seit längerer Zeit deshalb Bekanntmachungen erlassen; es haben sich auch einige

Kauflustige gefunden, die aber zum Theil wahre Spottpreise boten, zum Theil keine genügende Sicherheit für die Zahlung gewährten. Jetzt endlich hat sich ein solider Käufer präsentirt, ein gewisser Herr Troll, welcher selbst eine bedeutende Hypothek an dem Gute hat und ein annehmbares Gebot stellt. Er wünscht einige Puncte noch persönlich mit mir zu besprechen und will dieserhalb in den nächsten Tagen herreisen; ehe ich ihm nun antworte, möchte ich die Gewißheit haben, daß Du mit dem Verkaufe einverstanden bist; ist dieser dann regulirt, denke ich mit den übrigen Angelegenheiten bald im Reinen zu sein und Dir auf alle Fälle doch einige tausend Thaler zu erhalten, während bei längerem Zögern vielleicht wohl etwas gewonnen, aber auch desto mehr verloren werden könnte. Ich meine also, wir benutzen die Gelegenheit und schaffen uns eine klare Sachlage."

„O gewiß!" rief Helene, dem alten Herrn dankbar die Hand drückend, „ach, Sie haben schon so viele Last von dieser Vormundschaft gehabt."

„O nicht doch, mein Kind! durch solche Reden machst Du mich böse. Ich betrachte mich nicht als Vormund, sondern als Deinen zweiten Vater; ich bedaure nur, daß es Dir so schwer zu werden scheint, mich auch so zu betrachten."

Helene preßte die Hand des Greises in heftiger Bewegung an ihr klopfendes Herz und blickte ihn wie um Verzeihung bittend an, als Anna von Nörn rasch und munter in's Zimmer trat, während ein Kammermädchen ihr folgte und ihr den mit Schneeflocken bedeckten Hut und Mantel abnahm.

„Ist das ein Wetter!“ sagte sie, nachdem sie den Großvater und die Freundin herzlich begrüßt hatte; „o wie schön geht es sich in solch einem Schneegestöber, wenn einem der Wind um die Ohren saust. Und danach freut man sich ordentlich auf den Thee am warmen Ofen — und wir haben ja auch heut' unseren Gesellschaftsabend!“

„Gut, daß Du mich daran erinnerst,“ sagte der Baron; „ich habe vorher noch einen Brief zu expediren, der keinen Aufschub leidet. Also auf Wiedersehn am Theetisch!“

Als er fortgegangen war, zog Anna geheimnißvoll einen zusammengefalteten Zettel aus der Tasche, hielt ihn mit wichtiger Miene empor und sagte: „O Leni, wenn Du wüßtest, was ich Dir da mitgebracht habe!“

Helene griff danach. „Nein, mein Täubchen!“ rief Anna, „so schnell bekommst Du dieses Kleinod nicht, welches nebenbei in diesem Hause eine schreck-

liche Contrebande ist; und ich staune über meine Kühnheit, daß ich so etwas hier einzuschmuggeln wagte. Nun rathe doch!"

„Es sieht wie ein bedruckter Zettel aus — ein Comödienzettel!"

„Wirklich errathen!" rief Anna, „was für ein scharfsinniges Mädchen Du doch bist! Nun sollst Du zur Belohnung auch lesen, was darauf steht!"

„Was mich schwerlich interessiren wird," versetzte Helene achselzuckend, während Anna mit triumphirendem Lächeln den Zettel entfaltete und im Schein der Lampe vor der Freundin ausbreitete.

Diese schrak plötzlich zusammen, als ihre Blicke das Blatt im raschen Fluge durchliefen und auf einer Stelle desselben wie bezaubert hafteten.

Es war ein Comödienzettel des Hoftheaters vom vorigen Abend mit dem Personenverzeichniß der „Minna von Barnhelm". Bei dem Namen „Paul Werner" stand ein Sternchen, dem unten wieder ein Sternchen entsprach, neben welchem in großen Lettern zu lesen war: „Paul Werner: Herr Falk vom Burgtheater zu Wien, als Gast."

„Du hast recht, das kann Dich unmöglich interessiren," sagte Anna in gleichgültigem Tone, indem sie den Zettel rasch wegzog und zusammenfaltete.

Helene machte eine mechanische Bewegung, sie daran zu hindern, trat aber gleich darauf beschämt zur Seite und fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen strömte.

„Ich wollte,“ sagte sie zögernd, als Anna sich ruhig an den Tisch setzte und in einem Journal blätterte, „ich wollte, Du hättest mir das gar nicht mitgetheilt. Es kann mich — nicht freuen, daß Herr Falk doch wieder Schauspieler geworden ist — ich hätte das nicht von ihm erwartet.“

„Närrisches Kind!“ rief Anna, ihr Journal auf den Tisch werfend; „nach Deiner eigenen Beschreibung konnte dieser Falk gar nichts anderes werden, wenn er seine natürlichen Gaben zu Rathe ziehen wollte. Du lobtest mir seine schöne, biegsame Stimme, seine mimischen und physiognomischen Talente, seine Neigung, andere Personen nachzuahmen, was konnte er Besseres wählen als seinen jetzigen Beruf, in welchem er alle jene Talente verwerthen kann? — Und nach dem, was ich gehört habe, ist sein Debüt hier ein sehr glänzendes gewesen.“

„Wirklich?“ fragte Helene lebhaft.

„Er hat allgemein gefallen und ist zweimal hervorgerufen.“

„Ach!“

„Aber freilich, man kann ja eigentlich gar nicht wissen, ob dieser große Künstler mit Deinem Falk dieselbe Person ausmacht — die Namen täuschen oft und könnten uns leicht zum besten haben.“

„Meinst Du?“ fragte Helene erschrocken.

„Wir müssen den Punct jedenfalls constatiren,“ versetzte Anna, „und dazu hab' ich bereits meinen Plan entworfen und eingeleitet. Morgen tritt Falk im „Verschwender“ auf, in der Rolle des Valentin. Frau von Thingen, von der ich dies alles erfahren habe, hat für diese Vorstellung zwei Billets genommen, das eine für sich, das andere für ihre Tochter, unsere gute Thekla. Inzwischen hat dieses liebe Kind auf den Abend eine Einladung bekommen, welche sie vorzieht; ich habe, diesen Umstand benutzend, ihr Billet gleich für Dich belegt; Du wirst unter dem schützenden Fittich von Mutter Thingen das Schauspiel und — Deinen Falk sehen, oder den, welcher uns diese Täuschung bereitet hat.“

„Woran denkst Du?“ rief Helene ängstlich, „Du scheinst Deine Mama ganz vergessen zu haben; Du weißt doch —“

„Ich weiß, daß ich ihr versprochen habe, das Haus des Gottseibeiuns nicht zu besuchen; Du bist aber dabei gar nicht gefragt, hast Dich zu nichts

verpflichtet. Mama ist überdies morgen Abend nicht zu Hause; Frau von Thingen führt Dich in ihrer Equipage zurück und setzt Dich wohlbehalten bei uns ab, ohne daß außer dem Großpapa eine Menschenseele erfährt, wo Du gewesen; und Großvater, weißt Du, wird seine herzliche Freude darüber haben, von dem geheimen Motive dieses Theaterbesuchs aber natürlich nichts erfahren. Du siehst, Alles ist auf's Beste arrangirt; Du sollst Dich überhaupt ganz passiv dabei verhalten; ich selbst werde Dich Frau von Thingen überliefern, und sollte wider Erwarten etwas darüber herkommen, übernehm' ich alle Verantwortung. Also keine Widerrede! Du kennst meine Festigkeit. Gottlob! da kommt Agathe, uns zum Thee zu citiren. Schon gut, Agathe, wir gehen schon."

Mit diesen Worten faßte sie Helene am Arm und führte sie nach dem Salon; diese ließ sich ruhig abführen, zwischen Schrecken und Freude über das unerwartete Arrangement ihrer despotischen Freundin getheilt.

Von den Besuchern, welche sich an diesem Wochentage einzufinden pflegten, war heute nur Herr von Helwitz anwesend, welcher sich mit dem Baron über Staatsangelegenheiten unterhielt. Nach dem Eintritt

der jungen Damen änderte er gewandt den Stoff des Gesprächs und bot alle Mittel auf, sie leicht und angenehm zu unterhalten, wobei er jedoch sorgfältig solche Gebiete vermied, welche der Frau von Nörn mißfällig waren. Diese Dame liebte zwar von Allem, was in der großen Stadt vorging, zu erfahren, ohne jedoch den Anschein annehmen zu müssen, als ob sie sich im entferntesten dafür interessirte; besonders gern hörte sie solche Vorfälle, welche ihr einen Seufzer über die Verderbniß der Welt entlockten; diese aber mußten besonders zart und geschickt eingekleidet sein, so daß sie das Anstößige darin verstehen konnte, ohne den Anschein zu haben, als ob sie es verstände. Sie saß dann scheinbar theilnahmlos, in ihre Stickerei vertieft, die schweren Augenlider nur selten matt aufschlagend, hie und da eine harmlose Frage oder eine fromme Sentenz einstreuend. So sehr sich am heutigen Abend Helwitz bemühte, die jungen Damen in das Gespräch zu ziehen, so wenig gingen diese auf seine freundliche Absicht ein. Helene war zerstreut und sinnend. Anna schien abgespannt und mehr zum Schweigen als zum Reden geneigt. Endlich bat sie der Baron um ein Lied, in welches Ersuchen Helwitz eifrig einstimmte. Helene, welche sie zu begleiten

pflegte, eilte an's Clavier. Anna erhob sich schweigend, wählte nach einiger Ueberlegung ein etwas schwermüthiges Lied von Schubert und sang. Während des Gesanges öffnete sich leise die Thür, und Linden trat geräuschlos ein, die Anwesenden mit schweigender Verbeugung grüßend, ohne daß die Mädchen seinen Eintritt bemerkten. Er lauschte dem Gesange in tiefer Bewegung; seine Augen hafteten auf dem goldenen Haar der Sängerin. Als diese geendet und sich wandte, begegneten ihre Blicke den seinigen, wobei ihr ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte und ein leichtes Roth ihr Antlitz überflog; es war das erste Mal, daß sie in seiner Gegenwart gesungen hatte. Sie las in der tiefen Bewegung seiner Züge die Wirkung ihres Gesanges und überhörte den Beifall, welchen der Baron und Helwitz ihr mit Worten spendeten. Dem Baron war Linden's Ankunft sehr willkommen; er wurde lebhafter und gesprächiger; Ewald dagegen war schweigsam und verlegen; er hätte am liebsten ruhig dasitzen und immer die liebliche Sängerin anschauen und Alles umher vergessen mögen; er fühlte sich mehr als je von Anna's Gegenwart beherrscht; die leiseste Bewegung ihrer Hand, die unbedeutendste Veränderung ihrer Miene beschäftigte ihn weit mehr, als die

pikantesten Bemerkungen, die feinsten Anekdoten des Barons; er bemühte sich vergeblich, der Unterhaltung desselben zu folgen. Als endlich die Stunde des Aufbruchs schlug, begriff er nicht, wie die Zeit so schnell vergangen sein könne. Er ging wie ein Träumender nach seiner Wohnung. Als er dort ankam, fand er den alten Agias auf dem Gange vor seinem Zimmer lebhaft gesticulirend und mit sich selbst redend auf- und abgehen.

„Ha Charikles!" rief der Alte, als er Linden im Schein des durch das Treppenfenster einfallenden Mondlichtes erkannte, „gut, daß Du kommst! Ich habe Dich schon mit Sehnsucht erwartet."

„Es hat sich doch nichts Besonderes begeben?" fragte Linden besorgt.

„Doch, Charikles," versetzte der Alte, sich an einen Treppenpfosten lehnend, „etwas im Grunde Lächerliches, was mich aber — ich gestehe es — zuletzt in eine Aufregung versetzt hat, die eines besonnenen Mannes vielleicht unwürdig sein dürfte. Als ich mein Abendbrod verzehrt und zum Nachtisch meinen Homer aufgeschlagen hatte, klopfte es an meine Thür, und herein trat ein langer, schwarzgekleideter Mann, den ich nie zuvor gesehen habe."

„Eusebius!" murmelte Ewald.

„Kennst Du ihn, Charikles?"

„Vielleicht, doch erst erzähle!"

„Als ich ihm einen Stuhl angeboten, setzte er sich mir gerade gegenüber und sah mich starr und forschend an. Ich fragte, wer er sei und was er von mir begehre. Er erwiederte, daß er von mir gehört habe und meine Bekanntschaft machen wolle. Anfangs meinte ich, er habe etwa von meiner Liebe zur Weisheit und meinem Verkehr mit den athenischen Philosophen gehört und wünsche sich von mir über das Gute und Schöne unterweisen zu lassen. Ich that deshalb einige Fragen, um zu erfahren, ob er vielleicht schon einige Fortschritte in der Weltweisheit gemacht habe. Da merkt' ich aber bald, daß er schon Alles zu wissen glaubte und gekommen sei, nicht um zu lernen, sondern um zu lehren; es schien mir auch, daß er einer von den Magiern dieser Stadt sei, welche in den Tempeln vor dem Volke reden. Bald gestand er mir auch offen, daß er gleichsam als ein Arzt zu mir als einem Kranken käme, daß ich in Finsterniß des Geistes und des Herzens wandele, und daß er meine Seele von ihren Irrthümern heilen wollte. „O Fremdling," sprach ich da, „nicht verständig und nicht höflich erscheinst Du mir, der Du, ein Junger und Unerfahrener, zu mir, dem Hochbejahrten, kommst,

um mich belehren zu wollen. Das Lehren ist die Sache der Alten, nicht der Jünglinge; diesen steht es an, von Jenen zu lernen.“ Je mehr ich aber ihm in dieser Weise zuredete, desto heftiger und unhöflicher geberdete er sich. Ja, Charikles, er schämte sich nicht, mich mit den Strafen seiner Götter zu bedrohen, und das nicht etwa für böse Thaten, die ich vielleicht begangen haben könnte, sondern für meine Gedanken und Meinungen. Und wenn ich ihm antworten und seine ungerechten Anklagen widerlegen wollte, glaubst Du, o Charikles, er hätte mich angehört? — Nun wäre freilich das Weiseste gewesen, ich hätte ihn reden lassen und meinen Homer weitergelesen, wie man ja auch wohl trotz des draußen heulenden Sturmwindes und des plätschernden Regens lieset oder sich der Betrachtung hingiebt; aber die größte Feindin der Weisheit, die Leidenschaft, übermannte mich; ich ergriff jene Büste des Sokrates, welche auf meinem Ofen steht, und ging zornig auf ihn los. Da erblaßte er und floh mit heftigem Schrecken von dannen, mit Donnergepolter die Treppe hinunter; ich aber schämte mich meines Zornes und gehe hier wohl seit einer Stunde auf und ab, mit mir selber hadernd und unwillig. Nun schilt auch Du mich, o Charikles, daß ich in meinem Alter

noch so thörigt bin und mich erzürne, wo ich bemitleiden sollte."

„Wahrlich, Agias," sagte Ewald mit besorgter Stimme, „auch ich wünschte, daß Du Deinen Unmuth bemeistert und jenen thörigten Menschen freundlich angehört hättest; obwohl ich Deinen Unwillen sehr gerecht und natürlich finde. Wisse, diese Magier haben in diesem Lande große Macht und Gewalt; wer sie wider sich erzürnt, zumal ein Fremdling, wie Du, ist den schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt. Ich fürchte, dieser Priester wird Dich bei den Machthabern verklagen, und man könnte Dich in's Gefängniß führen, ohne Deine Vertheidigung zu hören."

„Fürwahr, o Charikles, nachdem ich dieses von Dir gehört, freut es mich fast, daß ich so gehandelt habe. Glaubst Du, daß mich solche Gefahren schrecken könnten?"

„Nein, Agias, aber es wäre mir schmerzlich, wenn ich Dich auf diese Weise verlieren sollte. Auch hab' ich Dir schon öfters gesagt, daß Du in manchen Dingen zu hart über die Einwohner und Einrichtungen dieses Landes urtheilst, daß Du Dich vielleicht zu stolz gegen ihre Sitten, ihre Wissenschaft und Literatur verschließest."

„Ich kenne diese Reden," rief der Alte ungeduldig;

„Du hast mich lange damit verschont. Ich weiß, daß Du sehr für diese Barbaren eingenommen bist und früher auch an der Wahrheit meiner Erlebnisse und Schicksale zweifeltest — o! ich erinnere mich, wie Du mich einst überreden wolltest, ich sei in diesem Lande geboren, sei in einer durch dämonische Mächte erregten Täuschung befangen. Wahrlich, o Charikles, nachdem ich Dir damals so großmüthig verziehen, daß Du versuchtest, Deinen Spott mit mir zu treiben — denn anders kann ich es nicht nennen — solltest Du Dich hüten, auf jene Reden zurückzudeuten. Aber ich weiß, wer Dich dazu verleitet hat — jener thörigte Jüngling, der immer lächelt und Possen treibt, der mich mit einem albernen Namen nennt — o Charikles, ich könnte Dich hassen, daß Du mit solchen Menschen Freundschaft pflegen kannst!"

„Zürne nicht, Agias; ich schwöre Dir, daß ich Dich nie kränken wollte."

„Genug! Genug! Willst Du mein Freund sein, mußt Du mich für den gelten lassen, der ich bin. Ich bin nicht hochmüthig, rühme mich nicht mit Dingen, die mir nicht zukommen. Aber ich will mich auch nicht erniedrigen, meine Heimath, meinen Namen nicht verläugnen; ich sage mit dem Dichter:

Nicht werde das geachtet für ein Heil,
Wenn wer hinausstrebt über das Menschenloos!
Doch sei auch des Geschickes Sclave nicht —
Nein, bleib Dir gleich im Unglück, Deine Art
Bewahrend wie das Gold in Feuersgluth!

Und das werd' ich trotz aller Tücke der Magier. Was vermögen sie wider einen Mann, der das nicht fürchtet, was in ihren Augen das schwerste Uebel ist — den Tod? Und glaube mir, Charikles, ich sehne mich oft nach jenem schwarzen Strom und dem Nachen des Fährmanns, der mich in das Schattenreich zu den Freunden und zu so vielen großen Hellenen führen wird. Und nun schlaf wohl, o Charikles, und sorge nicht um den Greis." Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer, dessen Thür er gegen seine Gewohnheit hinter sich schloß — ein Zeichen, daß er ungestört sein wollte.

Am andern Morgen begab sich Ewald zeitig nach der Wohnung des Pastors; er fürchtete von dem unruhigen Diensteifer desselben fernere Schritte gegen die Ruhe des alten Agias und wollte noch einmal versuchen, durch ernstliche Vorstellungen Eusebius von der Fruchtlosigkeit und Gefährlichkeit solcher Experimente zu überzeugen.

Dieser empfing ihn mit einer kühlen Höflichkeit, hörte Ewald's Mittheilungen mit einer lächelnden

Ruhe und vermied seinerseits jede bestimmte Erklärung. „Sie werden," sagte er endlich, als Jener dringender wurde, „Sie werden mir gewiß zutrauen, daß ich in diesem Falle mit der Vorsicht verfahren werde, welche uns Geistlichen schon die tägliche Uebung der Seelsorge zur zweiten Natur macht. Ich muß dieselbe auch schon im eigenen Interesse beobachten, da der Kranke an sehr bedenklichen Anfällen zu leiden scheint; der Verkehr mit ihm ist geradezu lebensgefährlich, wenn auch vielleicht nicht für solche Personen, welche wie Sie seinen Wahnsinn cajoliren und die Heilung unmöglich machen."

„Ich kann diesen Vorwurf nicht einräumen," versetzte Linden; „ich habe mich ernstlich, aber allerdings in schonender Weise bemüht, das Uebel zu bekämpfen; aber ich sah nur zu bald die Erfolglosigkeit und das Gefährliche solcher Versuche. Wenn Ihnen die Sache wirklich am Herzen liegt, so reden Sie doch mit dem Director der Irrenanstalt, welcher Ihnen meine Ansichten bestätigen wird."

„Vielleicht geschah das bereits. Solche Beamte sind übrigens keineswegs unfehlbar, zumal wenn sie nur nach weltlichen Principien urtheilen und des Glaubens ermangeln, der da Berge versetzt. Doch davon mögen Sie nichts hören."

„Nein," versetzte Linden kalt, „die Früchte dieses Glaubens haben wenig Verlockendes, am wenigsten da, wo seine Jünger in Gebiete hinübergreifen, welche nicht zu ihrer Competenz gehören. Doch ich hoffe, der Staat wird seine Rechte zu wahren wissen."

„Ja, wenn er ein heidnischer, oder atheistischer Staat wäre," sagte Eusebius höhnisch, „wie es die Herren möchten und wie es leider seit dem vorigen Jahrhundert den bedrohlichen Anschein gewann — aber, Dank unseren Bemühungen, man fängt an sich zu besinnen, und unsere Regierung wird immer christlicher, so christlich, daß es den Spöttern ein Aergerniß ist. Und verlassen Sie sich darauf, das wird noch immer besser werden."

„Ich gönne Ihnen die Täuschung, sie wird über kurz oder lang ein schreckliches Ende nehmen."

Mit diesen Worten empfahl sich Linden, höchst unbefriedigt über seinen Besuch; doch hoffte er aus den ausweichenden Aeußerungen des Priesters, daß derselbe durch den üblen Ausfall des ersten Versuchs einigermaßen abgekühlt sei und sich nur nicht die Blöße geben wolle, dieses zu gestehen. Jedenfalls glaubte er keine ferneren Besuche desselben bei dem Alten fürchten zu müssen; und zu weiteren Schritten bedürfe es einer höheren Autorisation, welche doch

nicht ohne vorgängige ärztliche Prüfung erfolgen dürfte. Während er so arglos von dannen ging, bemerkte er nicht den Blick, mit welchem ihm Eusebius von seinem Fenster nachsah. Es lag ein stiller Hohn, ein ruhiger Triumph, ein gesättigter Haß in diesem Blicke.

XX.

„Endlich!" flüsterte Anna, ihre Freundin an der Treppe empfangend und lebhaft umarmend; „nun, ist er's?"

„Ja," hauchte Helene fast unhörbar. „Ist Deine Mama schon zu Hause?" fügte sie ängstlich hinzu.

„Nein, sie beräth noch über die Rettung der Südseeinsulaner. Aber Großvater erwartet uns zum Thee; also hurtig!"

Sie schlüpften über die Gallerie nach ihrem Zimmer in dem „alten Hause". Während Helene sich aus ihren oberen Umhüllungen schälte, bestürmte sie Anna mit Fragen.

„Wie sah er aus?"

„Ach!" seufzte Helene mit verklärtem Blicke.

„Und wie spielte er?"

„Zum Entzücken! O wie wurde applaudirt! Ach Anna, wärest Du doch mitgewesen!"

„Ach, wie gern! Aber was hilft's? Verträge müssen gehalten werden, was auch die Diplomaten darüber sagen."

„Edle Anna! gegen Dich so streng und gegen Andere so nachsichtig. Ach, wie dank' ich Dir! Es war der schönste Abend seit vielen Jahren!"

„Ja, ja," murmelte Anna, „Liebe geht über Freundschaft!"

„O pfui!" rief Helene, ihr mit ihren Händchen den Mund schließend. „Wie kannst Du doch in jedes Wort gleich etwas hineinlegen, was gar nicht — gemeint sein konnte. So, nun bin ich fertig."

Der Baron erkundigte sich ausführlich nach der Vorstellung und hörte mit Behagen die Aeußerungen einer naiven Freude und Bewunderung, mit welcher das großartige Theater der Residenz das junge Mädchen erfüllt hatte; er hatte keine Ahnung von dem tieferen Interesse, welches sich unter diesen Aeußerungen verbarg. Bald darauf rollte der Wagen der „gnädigen Frau" in's Haus. „Gott sei Dank!" murmelte der Baron, „meine armen Schimmel haben für das Wohl der Südseeinsulaner lange in der Kälte stehen und frieren müssen."

„Doch jedenfalls für einen guten Zweck," sagte Helene mit Ueberzeugung.

„Ich weiß nicht, mein Kind," versetzte der alte Herr mit feinem Lächeln, „es will mich zuweilen bedünken als seien die meisten dieser Missionen weniger für die Wilden, als für die Herren Missionaire eingerichtet. Indessen Alles mit Ausnahme."

Das Erscheinen der Baronin machte dieser Erörterung ein Ende; sie hatte viel Erbauliches aus der Versammlung zu berichten; Pastor Eusebius hatte sich mit Ruhm bedeckt. Der alte Herr hörte diese Ergüsse mit ironischem Schweigen, die Mädchen mit geringer Aufmerksamkeit; als aber die „gnädige Frau" mit Begeisterung eines amerikanischen Missionairs erwähnte, welcher die Versammlung mit seiner Gegenwart beehrt und unter Anderem berichtet habe, wie er durch die Macht seiner Beredsamkeit eine Schaar entlaufener Negersclaven bewogen hätte, unter die Peitsche ihres unmenschlichen Herrn reuevoll zurückzukehren, röthete sich das Antlitz des Barons vor Unwillen.

„Da sieht man," rief er heftig, „was dieses Treiben eigentlich bezweckt! Ueberall nehmen diese Menschen die Partei des Unterdrückers gegen den Unterdrückten. Ueberall predigen sie Knechtsinn und feiges Dulden, wärend die Tyrannei der Machthaber ihnen ein göttliches Recht ist. Die meisten

dieser Sendlinge sind bewußt oder unbewußt lediglich die Werkzeuge, um die unglücklichen Völker, welche sie heimsuchen, für das Joch des raubsüchtigen Europäers zuzubereiten, jeden Muth, jedes Selbstgefühl in ihnen zu brechen. O Religion, wie viele Greuel deckst du mit deinem Namen!"

„Was bedeuten die Leiden dieser Welt," versetzte Frau von Nörn mit mitleidigem Lächeln, „wenn sie uns die Quelle einer ewigen Seligkeit werden?"

„Diese Welt ist nicht ein Gegensatz, sondern ein Theil der Ewigkeit. Ich sehe keinen Grund, warum gerade unsere Erde von der Vorsehung gewissermaßen preisgegeben und den bösen Mächten überwiesen sein soll, daß sie ungehindert darin wüthen und sie den besseren Menschen zur Hölle machen dürfen! Ihr predigt immer Sanftmuth und Ergebung, als wenn der Werth des Menschen lediglich im Leiden, nie im Handeln bestände, als wenn es seine höchste Tugend wäre, jedem Mißbrauch lächelnd zuzusehen, jede Mißhandlung über sich und seine Brüder ergehen zu lassen!

Und sonderbar, gerade jene Frommen, welche Anderen immer das Leid in diesem Leben als den besten Weg in's Paradies anempfehlen, lassen es sich gewöhnlich hienieden recht wohl sein. Warum trägst

Du seidene Kleider, meine Liebe? wozu goldene Armbänder und Brillanten, wozu Wagen und Pferde, wenn das Heil im Leiden und Entbehren liegt? — Warum jene üppige Betcapelle mit ihren kostbaren Gemälden, dem silbernen Crucifix, den behaglichen Möbeln? Als wenn man nicht auch ohne das beten könnte! Wozu all dieser Glanz in einer Welt des Jammers, der Entsagung und Abtödtung? — Ach, wenn ihr doch immer bei euch selbst anfangen wolltet!"

„Sie sorgen schon dafür, mein Vater," versetzte die Baronin mit einer Miene schmerzlicher Verklärung, „daß es mir an schweren Prüfungen hienieden nicht gebricht."

Mit diesen Worten erhob sie sich und verließ nach einer stummen Verbeugung gegen den Baron das Zimmer. Dieser ging einige Male in heftiger Bewegung auf und ab; dann wünschte er den jungen Damen, welche scheu zur Seite standen, gute Nacht, küßte seine Enkelin zärtlich auf die Stirn und zog sich zurück.

Eine Viertelstunde später schlich Anna nach dem Schlafgemach ihrer Mutter; das Herz war ihr so voll, so voll von Liebe, von Schmerz, von Gebet; sie wünschte sich die Sprache der Engel, um Alles

sagen zu können, was ihr auf der Seele lag; sie rang nach Worten der Wahrheit, die keinen Stachel hätten; sie wollte ihre innersten Gedanken sagen, ohne zu verletzen, um Frieden flehen, ohne anzuklagen, das Mutterherz gewinnen, ohne das väterliche zu verläugnen. Jetzt oder nie, meinte sie, sei der Augenblick gekommen, jenen finsteren Geist der Zwietracht, des Mißtrauens zu besiegen, die streitenden Gemüther zu versöhnen; so trug sie ihre ganze, volle Liebe der Mutter entgegen, die — so wähnte sie — gleich ihr in dieser Stunde in einsamer Qual der traurigen Kluft nachsänne, welche so nah verwandte Menschen trennte.

Leise mit zitternder Hand öffnete sie die Thür. Die Baronin saß, im Nachtgewande, auf dem Divan; vor ihr lag ein Buch aufgeschlagen, in welchem sie zu lesen schien; Anna kannte dieses Buch, es war ein Roman der Gräfin Hahn-Hahn. Die Miene der Baronin zeigte eine gleichgültige Ruhe.

Dieser Anblick wirkte auf Anna beklemmend; das Wort stockte ihr auf den Lippen; es war ihr, als ob eine eiskalte Hand sich auf ihr glühendes Herz legte.

Die Baronin blickte verwundert auf. „Noch

nicht zu Bett, mein Kind?“ sagte sie gähnend, „Du willst mir wohl noch gute Nacht wünschen?“

Und sie streckte mit lässiger Bewegung die Hand wie zum Kusse aus.

„Ja, Mutter,“ versetzte das junge Mädchen mit gepreßter Stimme, indem sie schüchtern näher trat und mechanisch die Hand der Baronin an ihre Lippen drückte.

„Nun, gute Nacht, mein Kind,“ sagte die Mutter, „vergiß nicht, vor dem Einschlafen zu beten. Was hast Du? Deine Hand zittert so. Und diese Blässe! Du bist doch nicht krank?“

„O nein! nein!“ rief Anna leidenschaftlich, sich an das Herz der Baronin werfend und in Thränen ausbrechend.

„Was bedeutet das? Ach, Du hast mir gewiß etwas zu beichten. Komm her, mein Kind, schütte Dein Herz aus! Mir kannst Du Alles, Alles vertrauen, was Dich quält.“

Und wo waren nun alle die Worte der Liebe, die Gebete des Herzens, die heilige Begeisterung, mit welcher sie gekommen? Ach, sie schwieg beschämt und senkte die Augen; die Frage der Baronin vermehrte nur ihre Beklemmung.

„Du leidest, mein Kind,“ sagte Frau von Nörn,

nach einer Pause, während sie in Anna's Zügen zu lesen suchte; „ich finde Dich nicht seit gestern oder heute so verändert; ein Mutterauge sieht scharf. Du schämst Dich, den Grund Deiner träumerischen, gedrückten Stimmung zu gestehen, möchtest Dir ihn selbst verbergen — aber er ist meiner Beobachtung nicht entgangen."

„Ich verstehe nicht," — rief Anna bestürzt über diese unerwartete Wendung.

Wir verfolgen zuweilen eine Gedankenreihe, auf die wir unwillkürlich Alles beziehen; die Baronin hatte eine Beobachtung gemacht, welche richtig war, und welche sie so lebhaft beschäftigte, daß sie Anna's gegenwärtigen Besuch, so wie ihren erregten Zustand gleich damit combinirte, darüber aber die wahre Ursache desselben verkannte.

„In Deinem Alter, mein Kind," fuhr sie fort, „sind wir für alle äußern Eindrücke sehr empfänglich; wir fassen leicht ein gewisses Interesse für Personen, die wir nicht näher kennen, ohne zu bedenken, wie gefährlich ein solches Interesse unserem Seelenfrieden werden kann."

Anna merkte jetzt, wohin die Baronin zielte; sie blickte erröthend vor sich nieder.

„Ich habe es," fuhr Jene fort, „von Anfang

an mißbilligt, daß der Baron eine Persönlichkeit in unseren Familienkreis einführte, welche darin, mild gesagt, eine etwas abentheuerliche Figur spielen mußte."

Anna blickte ernst fragend zu ihrer Mutter auf.

„Ja, mein Kind, die intimere Geselligkeit kann nur auf Gleichheit des Standes, der Bildung beruhen, es giebt allerdings Berufe, welche die Geburt einigermaßen ersetzen, wie der geistliche; indessen auch da muß man vorsichtig in der Wahl sein. Genug, dieser Mensch hätte nie in unser Haus kommen sollen."

„Warum nicht, Mutter?" fragte Anna stolz; „Du redest von Stand: ist seine Laufbahn nicht eine ehrenvolle? von Bildung? steht er darin etwa meinem Vetter Helwitz oder gar jenem Geistlichen nach" —

„Du hast mich nicht recht verstanden," unterbrach die Baronin; „wenn ich von Bildung rede, meine ich nicht Schulkenntnisse, sondern jenen geselligen Tact, jene Feinheit des Benehmens, jene Discretion, wie sie nur in den höheren Ständen zu Hause ist. Es wäre ungerecht, wenn man den Mangel dieses Wesens den Personen niederen Standes irgendwie zum Vorwurf machen wollte; sie können darum immerhin recht achtbar sein — aber sie passen

eben nicht für unsere Gesellschaft. Wie Du aber den bewußten Herrn mit Deinem Vetter in dieser Hinsicht vergleichen kannst, ist mir geradezu unbegreiflich. Du mußt wirklich sehr befangen sein, um nicht zu bemerken, wie rücksichtslos und absprechend er ist, wie nachlässig in seiner Haltung —"

„Er hat etwas Natürliches und Offenes in seinem Wesen —"

„Ja, mein Kind, ich danke aber für dieses Genre von Natürlichkeit; die kurze Zeit seiner Einführung in unseren Kreis giebt ihm wahrlich kein Recht dazu. Doch das ist das Wenigste; man könnte sich aus Rücksicht für den Herrn Baron darüber hinwegsetzen, und ich habe hierin das Aeußerste von Nachsicht geleistet. Inzwischen hab' ich aber Dinge in Erfahrung gebracht, welche eine Fortsetzung dieser Besuche unmöglich gestatten."

Anna zuckte bei diesen Worten heftig zusammen und blickte ihre Mutter erschrocken an.

„Es ist mir höchst peinlich," fuhr diese fort, „dergleichen mit Dir zu erörtern, und es wäre das Richtigste, daß Du Dich mit dieser Ankündigung begnügtest; ich würde das auch beanspruchen und kein Wort weiter über dieses Thema verlieren, wenn ich nicht die volle Wahrheit in diesem Falle für

heilsam hielte, um Deine unselige — wie soll ich es nennen — Phantasie, Illusion ein für alle Mal zu zerstören und Dir den Gegenstand derselben in seinem eigentlichen Wesen zu zeigen. Doch ich sollte das lieber auf eine passendere Zeit verschieben — es ist spät —"

„Nein, nein, Mutter!" sagte Anna mit dumpfer Stimme, die Hand der Baronin krampfhaft drückend, während eine tödtliche Blässe ihr Antlitz überzog; „jetzt, Mutter, jetzt — die ganze Wahrheit!"

„O mein Kind!" rief die Baronin erschrocken; „so tief ist dieser vergiftete Pfeil in Dein Herz gedrungen — o das konnt' ich nicht glauben; wie ist es möglich, daß ein solcher Mensch —"

„Nicht diesen verächtlichen Ton, Mutter!" rief Anna fast gebieterisch, die Baronin fest anblickend; „wenn Sie mir Wahrheit geben können — wozu diese Schmähung, welche nichts beweist, als Ihren Haß. O Mutter, ich beschwöre Sie bei dem Heil Ihrer — meiner Seele, täuschen Sie mich nicht, auch nicht aus sogenannter — guter Absicht — geben Sie mir Wahrheit, nur Wahrheit!"

„O dieses Mißtrauen!" rief die Baronin mit ihrem Blick nach oben, „und das von meinem einzigen Kinde!"

„Verzeihung, Mutter! ich will hernach jedes Wort abbitten. Aber jetzt martern Sie mich nicht länger — reden Sie!“

„Wenn Du von vorn herein meine Mittheilung zu bezweifeln wagst?“ — sagte die Baronin bitter. „Nun, ich sehe Deinen aufgeregten Zustand,“ fuhr sie milder fort, „und ich fühle, daß ich ihm etwas zu gute halten muß. Was verzeiht ein Mutterherz nicht?“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu, während eine Thräne in ihrem Auge perlte. „Es ist — nicht Alles — so zwischen uns, wie es sein sollte. Du liebst Großvater mehr als mich — ich habe überhaupt in diesem Hause nicht die Stellung, die mir zukäme; jetzt zeigen sich die Folgen. Doch das wird anders werden!“

Sie schwieg, indem sie die Lippen fest zusammenpreßte und die Thräne trocknete; während Anna in resignirter Erwartung die Hände faltete.

„Dieser Doctor Linden also,“ sagte endlich Frau von Nörn, den Namen scharf betonend, „ist ein durch und durch zweideutiger Charakter, dem ich immer mißtraut habe. Ich richte aber nicht gern eher, als bis ich weiß. Schon vor längerer Zeit gab mir der Herr Pastor einige Aufschlüsse über seine Vergangenheit, die wenig günstig lauteten. So war er

in Windheim, wo er gleichzeitig mit dem Pastor studirte, der vertrauteste Freund eines Menschen, welcher dort ein sehr dissolutes Leben führte und zuletzt wie ein Landstreicher die Universität verlassen mußte, um einer Untersuchung und der sogenannten Relegation zu entgehen. Nun, die Art und Weise, in welcher er sich uns dort zuerst präsentirte, war auch nicht sonderlich empfehlend. Doch das sind vergangene Dinge; es handelt sich um die Gegenwart. Abgesehen von dem nicht sehr schmeichelhaften Umgange mit einem Irrsinnigen, den er in seiner Krankheit möglichst bestärkt, hält sich Herr Linden zu Leuten von den extremsten politischen Ansichten, gradezu gefährlichen Individuen, welche im Stillen von der Polizei überwacht werden. Es bleibt nun noch ein Punkt, auf den ich das meiste Gewicht lege, über den ich aber — kaum mit Dir reden kann. Ich muß dabei noch einmal auf seine Vergangenheit zurückkommen. In Windheim wohnte er in dem Hause eines Friseurs, welcher eine Tochter von sehr zweideutigem Rufe hatte. Diese Person entlief damals ihrem Vater, um sich einer wandernden Comödiantentruppe anzuschließen. In dieser entsetzlichen Laufbahn wurde sie endlich hieher verschlagen, wo sie Anfangs eine ganz untergeordnete Beschäftigung an einer der

hiesigen Bühnen fand, bald aber — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — entlassen wurde. Es hat sich nun gefügt, daß sie seit einiger Zeit eine ärmliche Wohnung bezogen hat bei Handwerksleuten, die zu der Gemeinde gehören, in welcher unser Freund, der Pastor als zweiter Prediger wirkt. Zu ihrer Charakteristik mag es genügen, daß die Frau des Handwerkers, eine gottesfürchtige, rechtschaffene Person, sich Gewissensbisse macht, jenes Frauenzimmer in ihr Haus aufgenommen zu haben und kürzlich die Hülfe des Pastors anrief, um ihren Gatten zur Kündigung der Miethe zu bestimmen. In diesem Hause ist nun schon seit mehren Monaten Herr Doctor Linden ein fast täglicher Besucher; er pflegt allerdings nur Abends in der Dämmerung dahin zu gehen; in der Nachbarschaft aber sind seine Besuche keineswegs ein Geheimniß; wem sie gelten, brauch' ich wohl nicht hinzuzufügen. Vielleicht, als er gestern später, als gewöhnlich, in unserem Kreise erschien, kam er aus jenem Hause."

Die Baronin schwieg, während Anna noch immer mit ängstlichem Blicke an ihrem Munde hing. „Mutter," sagte sie endlich mit schwacher Stimme, „von wem haben Sie alle diese Nachrichten?"

„Zunächst von dem Pastor; aber Herr v. Helwitz

hat sie größtentheils auf mein Befragen bestätigt."

„Auch das Letzte?" fragte Anna ängstlich.

„Ja," sagte die Baronin nach einer kurzen Ueberlegung; „glaube mir, mein Kind, es ist Alles so, wie ich Dir gesagt habe. Du siehst also, wie wenig jener Mensch unsere Herablassung verdiente. Ich werde Sorge tragen, daß er uns mit seiner Gegenwart nicht ferner beleidigt."

„Ich danke Ihnen," flüsterte Anna mit mühsamer Fassung. In ihren Zügen malte sich ein dumpfer Schmerz; die Baronin, von ihrem Anblick ergriffen, zog sie heftig an ihr Herz und küßte ihre kalten Lippen mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit. „Das wird übergehen mein Kind," sagte sie mit weicher Stimme; „das ist eine Schickung von oben, eine Prüfung, eine Heimsuchung des Herrn, der Deine Seele fordert. O wolltest Du Dich gläubig zu Ihm wenden, zu dem ewigen Borne des Trostes und aller Gnaden Ach, wie still, wie friedvoll würd' es da in diesem armen Herzen werden, das so stürmisch klopft unter seiner Züchtigung!"

„Mutter," sagte Anna mit Selbstbeherrschung, „diese Mittheilung hat mich deshalb so erschüttert, weil ich — wirklich von dem Doctor Linden eine

bessere Meinung hatte, obwohl — ich ihn ja nur sehr wenig kannte. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Menschenantlitz so täuschen könnte. Aber haben Sie denn keinen — keinen Zweifel über die Wahrheit jener Dinge?"

„Nein, Anna, das ist unmöglich. Ich kenne den Pastor fast wie mich selbst: er ist einer Lüge unfähig; er hat Herrn Linden selbst in das betreffende Haus gehen sehen und von der Wirthin das Nähere über jenes Verhältniß erfahren. Doch auch Herr von Helwitz, der kein Freund des Pastors und leider etwas weltlich gesinnt, sonst aber, wie Du nicht läugnen wirst, ein Mann von Ehre ist, hat mir auf mein Befragen zögernd und mit sichtlichem Widerstreben Alles bestätigt; ja, er suchte jenen Menschen zu entschuldigen. Du glaubst nicht, mein Kind, wie frivol die jungen Leute heutzutage über dergleichen urtheilen; die Immoralität gehört unter ihnen gewissermaßen zum guten Ton. Ich urtheile vielleicht milder über jenen Menschen, als Du selbst; ich sehe keine böse Absicht, keine bewußte Schlechtigkeit in seinem Betragen; er giebt sich seinen unsittlichen Neigungen gedankenlos hin, ohne etwas Arges darin zu finden; er verdient weniger unseren Zorn, als unsere Verachtung. Deshalb, mein Kind, tilge auf

immer diesen häßlichen Eindruck aus Deiner Seele!"

Anna drückte ihrer Mutter stumm die Hand, küßte sie und entzog sich sanft ihrer Umarmung, um zu gehen. Die Baronin wünschte ihr eine gute Nacht, als Anna unschlüssig stehen blieb. „Mutter," sagte sie zögernd, „weiß Großvater schon davon?"

„Nein," sagte die Baronin, „und ich möchte ihn am liebsten mit diesen Nachrichten verschonen, da er bei seiner zurückgezogenen Lebensweise und seiner Eigenheit die Besuche des Doctor Linden ungern entbehren würde. Ich hoffe ihn auch ohne jene Gründe zu bestimmen, uns Damen wenigstens davon zu dispensiren."

„Ja, Mutter," sagte Anna lebhaft, „so wird es am besten sein."

Sie umarmte die Baronin nochmals und ging rasch hinaus. Als sie ihr Schlafgemach erreicht hatte, sank sie wie gebrochen in einen Sessel und brach in einen Strom von Thränen aus. Helene schlief bereits.

XXI.

„Nun erkläre mir doch, o Charikles," sagte der alte Agias, „was Du in dieser mit barbarischen Lettern bekritzelten Papyrusrolle immer wieder und wieder liesest? Ist es etwa eine Liebeserklärung, welche Dir eine der schönen Baktrianerinnen sandte? Beim Anubis! ein gefährliches Geschenk wäre das. Doch solche Briefe pflegen kleiner und zierlicher eingerichtet zu sein und von Wohlgerüchen zu duften! — Es ist also vielleicht eine Urkunde vortheilhaften Inhalts, ein Testament etwa, in welchem Dir Jemand ein Landgut schenkt, blühend und reich an Früchten und Bienenkörben, wie die Güter in Kolchis, wo sich unsere Krieger auf dem Rückzuge am Uebermaß süßen Honigs den Magen verdarben? Sprich also, Bester, und befreie mich von meiner Neugier!"

„Du weißt, Agias," versetzte Linden, „daß ich mich um ein Amt beworben habe, zu dem ich aber

nur dann gelangen kann, wenn ich eine Prüfung in den weitläufigen und wunderlichen Gesetzen dieses Landes abgelegt habe."

„Freilich weiß ich das, wie ich es denn auch nicht uneben finde, die Brauchbarkeit eines Menschen in wenigen Stunden durch Fragen und Antworten zu ermitteln, wie schon der Sohn des Sophroniskus pflegte, um die Anlagen der Jünglinge zu erkennen, welche sich zu ihm gesellten."

„Nun gut, Agias, diese Schrift bestimmt den nahe bevorstehenden Tag, an welchem jene Prüfung vorgenommen werden soll."

„Wahrlich, Du Guter, da begreife ich freilich die Aufregung, in welche Dich diese Schrift versetzt."

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür, und Krack trat leichenblaß in Ewald's Zimmer.

„Auch schon erhalten — die Citation!" fragte er aufgeregt.

„Ja, und ich denke, es ist gut."

„Ich weiß nicht, je näher der Augenblick kommt, desto unbehaglicher fühl ich mich. Es ist doch eine wahnsinnige Einrichtung, diese Examina, würdig des Landes, aus dem sie stammen."

„Aus welchem Lande stammt wohl dieser Gebrauch?" fragte der alte Agias sinnend.

„Aus China, alter Hellene!“ versetzte Krack unwirsch.

„Aus dem Lande der Serer — hm!“ murmelte Jener und versank in tiefe Betrachtungen.

Linden schlug seinem Freunde vor, sich durch einen Frühtrunk zu stärken. Krack fand diesen Einfall sehr zeitgemäß.

Sie begaben sich nach einem jener unterirdischen Locale, wo man gastronomische Producte aller Weltgegenden aufgestapelt und noch manche andere Annehmlichkeiten, als Billardtische, Zeitungen und Journale findet. Die Atmosphäre ist wohl etwas dumpfig dort unten; auch das Licht fällt etwas kärglich herein; aber es ist doch sonst recht gemüthlich; das Nürnberger Bier schäumt so einladend in den mächtigen Henkelkrügen, die Beefsteaks duften so lieblich, die Austernbänke erheben sich so meeresfrisch in den kühlen Kellergewölben, der bunte Fisch- und Hummersalat schimmert so freundlich aus dem weißen Porzellan; man sitzt auch auf den ledernen Canapé's ganz bequem und sieht durch die Fenster über sich die Füße der Vorübergehenden, was besonders bei schmutzigem Wetter ganz unterhaltend ist.

Die beiden Juristen hatten eine Weile schweigend hinter ihren Bierkrügen gesessen und mit ihren Cigarren

sogenannte Ringe geblasen, als ein beleibter Herr in einem langen, sandfarbigen Ueberrock und Stulpenstiefeln sich ihrem Tische näherte und mit einer artigen Verbeugung unter den dort liegenden Zeitungen zu suchen begann. Er hatte ein kugelrundes, pausbäckiges Gesicht, eine große vortretende Stirn, die in einen kahlen Schädel verlief; der Glanz seiner großen hellen Augen wurde durch eine mit Silber eingefaßte Brille erhöht. Je mehr Linden diese behäbige Gestalt betrachtete, je bekannter erschien sie ihm. Auch der dicke Herr blickte ihn jetzt mit sinnender Miene an. „Ach, Herr Troll, sind Sie's?" rief Linden freundlich aufspringend.

„Mein Gott! Herr Linden, welche Ueberraschung!" versetzte der Dicke, dem jungen Manne die Hand drückend, „jetzt endlich erkenn' ich Sie wieder; Sie sind etwas schmäler im Gesicht geworden — und auch der Herr neben Ihnen sollte mir bekannt sein."

„Ich hatte die Ehre, Sie vor einigen Jahren in Windheim zu sehen," sagte Krack.

„Ach ja, in Windheim," versetzte Herr Troll mit einem Seufzer, indem er den jungen Leuten gegenüber Platz nahm und sie mit wehmüthigem Lächeln betrachtete.

„Ihr Anblick, meine Herren," sagte er endlich,

„erweckt in meiner Brust schmerzliche Erinnerungen; Sie werden das begreifen."

„Haben Sie noch immer keine Nachrichten?" fragte Linden lebhaft.

„Von dem verlorenen Sohne, meinen Sie?" versetzte Herr Troll. „Was ich Ihnen darüber mittheilen kann, ist sehr wenig. Und Sie scheinen ihn auch nicht wiedergesehen zu haben?"

„Nein," sagte Ewald traurig, „seit dem Briefe, dessen Inhalt ich Ihnen mitgetheilt, und in welchem leider keine Adresse angegeben war, hab' ich nicht das Mindeste wieder von Joseph vernommen. Ich habe nie einen Menschen so vermißt."

„War auch ein prächtiger Kerl, der Troll," fügte Krack hinzu und leerte gerührt seinen Krug.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, meine Herren," sagte Herr Troll; ich habe sehr von dem Vorfall gelitten und gewiß nichts versäumt, den Aufenthalt des Flüchtlings zu ermitteln. Damals waren alle meine Nachforschungen vergeblich; erst später erfuhr ich, daß er sich einige Monate in einer entlegenen Provinzialstadt aufhielt, wo er eine politische Zeitung redigirte."

„Ha, das freut mich!" rief Krack begeistert; also endlich hat sich dieser früher so indifferente

Mensch dem Dienste der guten Sache gewidmet!“

„Ja, wenn Sie das so nennen wollen,“ sagte der alte Herr kopfschüttelnd; „indessen, der Junge soll wirklich recht schöne Artikel geschrieben haben; aber was hatte er davon? Die Polizei wies ihn aus; ich kann es ihr nicht verdenken; sie hätte ihn nur gleich an die richtige Adresse schicken sollen, zu seinem Onkel. Er hat sich, wie ich übrigens von achtbaren Leuten gehört habe, jenen Schimpf nur durch etwas zu heftige Angriffe gegen die Regierung zugezogen.“

„Einen Schimpf nennen Sie das!“ rief Krack entrüstet. „Eine Ausweisung ist heutzutage eine wahre Ehre, die man gerade den edelsten Männern anthut. Ich gäbe viel darum, einmal ausgewiesen zu werden — gerade jetzt!“ fügte er mit einem melancholischen Blicke hinzu.

„Ich finde es schimpflich,“ versetzte der alte Herr würdevoll, „von einem Orte, wo ich leben will, fortgejagt zu werden; das pflegt nur Vagabonden und Menschen ohne gehörige Subsistenzmittel zu begegnen. Wenn ich meine Steuern zahle, will ich auch vom Staate anständig behandelt werden.“

„Ja, das will Jeder!“ rief Krack. „Aber was

kümmert sich eine deutsche Polizei um Anstand? Gerade die besten Männer werden wie Verbrecher überwacht."

„Mich hat man nie überwacht," versetzte Herr Troll heftig, „und ich wollte es keiner Behörde rathen, mich auszuweisen. Aber freilich, Leute, die Alles über den Haufen werfen wollen, denen nichts heilig ist, können sich nicht beklagen, wenn sich der Staat gegen sie zu schützen sucht. Doch lassen wir das! Ich hoffe, mein unglücklicher Neffe hat sich durch jene Erfahrung warnen lassen und ist vielleicht ein ordentlicher Mensch geworden; was zwar sein Unrecht gegen mich nicht gut machen kann, daß er sich so hartnäckig meinen versöhnlichen Absichten entzieht."

„Er fürchtet vielleicht, daß Sie ihm noch zürnen."

„Nein, Herr Linden, diesen Einwand hab' ich ihm unmöglich gemacht. Jedes Jahr zweimal, um Ostern und Michaelis, erlass' ich in sämmtlichen deutschen Zeitungen ein Manifest an ihn, worin ich ihn feierlich auffordere, zurückzukehren unter Zusicherung völliger Verzeihung für alles Geschehene. Aber es hat nichts geholfen — wer weiß, ob er nicht gar ausgewandert ist nach einem fremden Welttheil! — Ich bin recht von der Geschichte mitge-

nommen, recht gealtert; mich wundert, daß Sie mich wiedererkannt haben."

„Nun wahrlich!" rief Ewald lächelnd; „wenn Sie sich verändert haben, sind Sie eher voller und blühender geworden."

„Ach, Sie wollen mir schmeicheln, mein junger Freund! Betrachten Sie gefälligst diese beiden Falten neben den Augenwinkeln, die hatt' ich damals noch nicht. Auch das Haar wächst mir immer mehr aus dem Gesichte. Ach, ist es nicht traurig, zu sehen, wie man täglich abnimmt, wie uns jede Stunde um einen Theil unserer Lebenskraft bestiehlt, bis unsere arme Maschine endlich stillsteht und keiner Reparatur mehr fähig ist?"

„Aber ich bemerke wirklich keine Abnahme an Ihnen," sagte Krack verwundert.

„Ich weiß das besser, mein Herr; Sie wollen mich trösten. Aber selbst mein Appetit taugt nicht mehr. Ich habe da eben zum Frühstück einen ganz mäßigen Hummer und einige Milchbröte gegessen, und ich fühle mich schon ganz gesättigt und werde mir wahrscheinlich das Mittagsessen verdorben haben. Das ist unnatürlich, höchst unnatürlich, wenigstens bei meinem Alter. Ich habe noch keine sechzig Jahre, müssen Sie wissen. Meine einzige Hoffnung

ist noch das Landleben; das soll mich erfrischen, denk' ich."

„Wollen Sie auf's Land ziehen?" fragte Linden.

„Ja, mein junger Freund! Ich weiß selbst kaum, wie ich dazu gekommen bin. Um einen drohenden Verlust an einer Hypothek zu vermeiden, hab' ich mir ein Landgut gekauft, oder bin wenigstens im Begriff dazu, nicht sehr groß, aber in einer reizenden Lage. Da denk' ich mich zu verjüngen. Inzwischen gesteh' ich Ihnen, daß ich seit einigen Tagen, die ich hier in der Residenz bin, fast in jenem Entschlusse wankend werde; so eine große Stadt hat doch etwas ungemein Anregendes. Die Menschenmenge, die Sehenswürdigkeiten, die vielen Läden, das Alles unterhält mich auf's angenehmste, vor Allem aber das Theater. Ach, was für eine herrliche Kunst ist das doch!"

„Haben Sie gestern Falk gesehen," fragte Krack, „im Hoftheater?"

„Ach, Falk!" rief der alte Herr mit verklärtem Blicke, „der Schauspieler aus Wien, mein Liebling! Ich versäume keine Vorstellung, in welcher er auftritt. Ein wundervoller Mensch! den sollten sie engagiren!"

„Man hat ihm bereits Anträge gemacht," sagte

Krack, „aber diese Leute machen jetzt colossale Ansprüche; man kann es ihnen nicht verdenken; für dergleichen haben unsere Regierungen ja immer Geld.“

„Ich ehre die Kunst,“ versetzte Herr Troll mit Emphase, „sie erhebt den Menschen über seine Sorgen und kleinlichen Alltagsgedanken; sie veredelt unser Gemüth, und — es klingt vielleicht komisch, meine Herren — aber ich kann Sie versichern, wenn ich aus dem Theater komme, hab' ich immer den besten Appetit. Sie lächeln; aber glauben Sie mir, in meinen Jahren ist das eine Lebensfrage. Jedenfalls thut mir der hiesige Aufenthalt wohl, und ich werde vielleicht den ganzen Rest des Winters hier bleiben.“

Die jungen Leute bestärkten ihn in diesem Entschlusse; er gab ihnen seine Adresse und bat sie dringend, ihn zuweilen zu besuchen; er erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Leben und Treiben und stimmte Herrn Krack lebhaft bei, daß die vielen Staatsexamina ein großer Uebelstand wären, von dem man in seiner Jugend nichts gewußt habe. Dabei leerte er einen Krug nach dem andern und wurde immer vergnügter, bis ihn endlich die Mittags-

stunde mahnte, nach seinem Gasthofe aufzubrechen; nach herzlichen Händedrücken und freundlichen Wünschen für das Examen schied er von seinen jungen Freunden, mit der Versicherung, daß er fest auf ihren baldigen Besuch rechne.

XXII.

Frau von Nörn war hinsichtlich ihrer Mittheilungen über Linden in gutem Glauben gewesen, nur daß Eusebius über das angebliche Verhältniß zu Antonie ihr einziger Gewährsmann war, während Helwitz nur von Linden's Umgang mit Krack und Doctor Moller wußte, die er für gefährliche Wühler erklärte. Da sie wußte, daß ihre Tochter von dem Pastor eine ungünstige Meinung hatte, glaubte sie jene Angabe noch durch eine andere Autorität verstärken zu müssen, um so mehr als sie sich ihrer guten Absicht bewußt war. Sie hegte in der That über Linden die ungünstige Meinung, welche sie an jenem Abend aussprach, obgleich dieselbe zunächst einer verletzten Eitelkeit entsprang; sie hatte dem jungen Manne Anfangs durch ihre geistliche Miene und ein fromm verklärtes Wesen imponiren wollen; Linden war zu wenig Weltmann, diese Absicht zu

durchschauen; er verhehlte nicht, wie wenig er mit der modernen Frömmigkeit sympathisirte und ließ hie und da seinem Spotte darüber die Zügel schießen. Seitdem behandelte ihn die Baronin mit gemessener Kälte, welche er zuweilen bitter empfand; er beschloß mehr als einmal, seine Besuche ganz einzustellen, aber ein geheimer Reiz zog ihn, wenn der gewohnte Abend kam, immer wieder in jenes Haus; er beschwichtigte sich denn wohl mit dem Gedanken, daß er nur des Barons wegen gehe, bei dem er sich auch gewöhnlich früher als die übrigen Gäste einfand, in der Absicht, vor der Theestunde wegzugehen; aber die freundliche Einladung des alten Herrn besiegte fast immer seine Vorsätze.

Anna zeigte nach jenem Abend in ihrem Wesen eine auffallende Veränderung, so sehr sie sich bemühte, in Gegenwart ihres Großvaters die alte Munterkeit anzunehmen. Sie schloß sich mehr an ihre Mutter an, besuchte die frommen Cirkel derselben häufiger, als sonst, und zeigte eine ernste, schweigsame Haltung. Sie adoptirte nicht ohne Weiteres die religiösen Meinungen jener Secte, aber sie fand eine gewisse melancholische Poesie darin, welche ihrer jetzigen Stimmung zusagte; sie wünschte sich zuweilen, allen weltlichen Gedanken entsagen, alle Einwürfe ihres

Verstandes betäuben und sich mit voller Seele jener mystischen Resignation wirklich hingeben zu können, welche, wie sie wohl fühlte, die meisten Mitglieder jener Versammlungen mehr affectirten, oder zu besitzen glaubten, als besaßen. Auch ihre Mutter schien in diesen Zusammenkünften, den Collecten für priesterliche Zwecke, im Lesen geistlicher Bücher und Streitschriften, im häufigen Kirchenbesuch und gemeinsamen Betstunden mehr eine Beschäftigung, als wirklichen Frieden zu finden. Es war etwas Unruhiges, Gereiztes, Polemisirendes in diesen Bestrebungen, welche mehr nach Außen, als auf das eigne Innere gerichtet schienen.

Anna las damals eifrig den Thomas a Kempis; sie fühlte sich von dieser friedvollen Resignation, dieser erhabenen Weltverachtung angezogen; aber sie verhehlte sich nicht, daß, wenn alle Menschen diese Ansichten annehmen und befolgen wollten, bald alle Cultur von der Erde verschwinden müßte, daß man sich auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse und fromme Betrachtungen beschränken, daß die Städte verfallen, die Künste und Wissenschaften verschwinden und die Erde eine große Thebais werden würde. Eine vage Unruhe, eine unbestimmte Sehnsucht verfolgte sie und bleichte ihr vor Kurzem noch

so blühendes Antlitz. Vergebens bemühte sich jetzt ihre Mutter, ihren Gedanken eine freundlichere Richtung zu geben; der tiefe Ernst, mit welchem Anna jene Fragen ergriff, ließ sie fast ihren eigenen Triumph bereuen; sie wiederholte ihr oft, man müsse über die Wahrheiten der Religion nicht grübeln, sondern dieselben gläubig annehmen und frohen Muthes sein. „Wie kann ich frohen Muthes sein," versetzte dann Anna, „wenn ich glauben soll, daß so viele Menschen, die ich liebe, daß die große Mehrzahl aller Geborenen einer ewigen, unabwendbaren Verdammniß entgegengeht? Ich müßte sehr egoistisch sein, um mich bei einer solchen Ueberzeugung glücklich zu fühlen. Ihr nennt das Christenthum die Religion der Liebe und ihr fordert unseren Glauben für Dinge, die einem wirklich liebenden Menschen das Herz brechen müssen. So viel weiß ich: wenn ich mit Nothwendigkeit diese Ideen annehmen muß, ist meine Freude am Leben dahin." Die Baronin wußte nicht recht, was sie darauf erwiedern sollte. Eusebius, dem sie ihre Bedenken mittheilte, zuckte die Achseln und erklärte, das wäre nun einmal nicht anders, es sei ja Jedem das Heil geboten, und es sei seine eigne Schuld, wenn er es nicht ergriffe.

Helenen suchte Anna jene inneren Kämpfe zu ver-

hehlen; das arme Mädchen war auch so mit ihrem eignen Leid beschäftigt, daß sie die Veränderung Anna's weniger beachtete. Sie hatte Falk wiedergesehen, sie wußte ihn in derselben Stadt, so nahe — und doch so fern. Hatte er sie nicht längst vergessen? Und wenn nicht, woher sollte er ihren jetzigen Aufenthalt wissen? Vergebens suchte sie sich der Gedanken an ihn zu entschlagen; sein Anblick hatte alle die alten, schlummernden Gefühle wieder entzündet; vergebens sagte sie sich, daß diese Neigung eine Thorheit, ein Wahnsinn sei; die Liebe glaubt an Wunder und verzehrt sich in quälender Erwartung. Anna machte sich im Stillen Vorwürfe, jenen Theaterbesuch veranlaßt zu haben. „Wir sind beide recht unglücklich," rief sie einst, die Freundin heftig umarmend. — „Du auch?" fragte diese überrascht. — „Deinetwegen," versetzte Anna schnell; „o Leni, vergiß jenen Menschen — er ist Deiner nie werth gewesen." — „Woher weißt Du das?" fragte Helene bestürzt. — „Wenn er Dich liebte, hätte er Dich längst aufgesucht."

Inzwischen kam Eusebius häufiger als je und widmete dem Fräulein von Reichenau eine ihr peinliche Aufmerksamkeit; wenn er sprach, war sein Gesicht fast immer ihr zugewandt; wenn er schwieg,

ruhte sein Auge träumerisch auf ihrem Antlitz; sie fühlte seinen Blick und zuckte zuweilen innerlich zusammen; er war ihr unheimlicher als je. Er aber hielt diese Scheu für eine liebliche Scham, welche ihm baldige Krönung seiner Wünsche prophezeite.

Herr von Helwitz verfolgte ähnliche Zwecke und suchte die trübe Stimmung Anna's zu benutzen. Er nahm ebenfalls ein ernsteres, etwas schwermüthiges Wesen an, erkundigte sich mit bekümmerter Miene nach ihrem Befinden und sprach mit einem Seufzer von seiner bevorstehenden Abreise nach Paris, wo er als Attaché bei der Gesandtschaft eintreten sollte. Er verschwieg den Grund, welcher diese Abreise vor der Hand noch unmöglich machte: seine zahlreichen Gläubiger, die ihn eifersüchtig bewachten und seine sämmtlichen Effecten mit Arrest belegt hatten. Anna wünschte ihm zu der Veränderung Glück und erinnerte an die glänzenden Eindrücke, welche ihn erwarteten.

„Ach, gnädiges Fräulein," versetzte er mit einem wehmüthigen Lächeln, „unser Glück kommt uns immer zu spät. Was wir heiß ersehnt haben, erreichen wir gewöhnlich, wenn wir nicht mehr danach verlangen."

„Wie meinen Sie das?" fragte sie verwundert.

„Ich sehe die Welt mit anderen Augen an, als sonst. Früher, vor drei Monaten noch hätte mich dieser Wechsel bezaubert; Paris war damals das Ziel meiner Wünsche, das Eldorado meiner Träume, der Brennpunkt meiner Sehnsucht. Aber kann uns all der Glanz, die Zerstreuungen, die stolzen Spielereien der großen Welt wahres Glück geben? Der Ehrgeiz selbst vermag uns wohl momentan zu erheben, zu berauschen — aber unser Herz läßt er leer. Und so viel weiß ich: mein Herz wird hier zurückbleiben, wohin ich auch gehen mag."

Er blickte sie bei diesen Worten schwärmerisch an; sie sah gleichgültig auf ihre Stickerei und schien die letzten Worte kaum gehört zu haben. Er mußte sich sagen, daß er noch weit von seinem Ziele sei, und dieser Gedanke war um so peinlicher, als er dieses Ziel seit Jahren als etwas Selbstverständliches betrachtet, nie an der Erreichung desselben gezweifelt hatte. Und was das Bitterste für seine Eitelkeit war: seine Aussichten waren früher günstiger gewesen; bei der einsamen Lebensweise dieser Familie war er damals fast der einzige junge Mann, der Fräulein von Nörn näher getreten war; wie amüsant, wie geistreich, wie belebend schien ihr damals seine Gegenwart! Und seit wann war das anders ge-

worden? wer hatte ihn aus ihrem Herzen verdrängt, besiegt, ecrasirt? Es war zu lächerlich: ein Mensch ohne Namen, ohne Titel, ohne Aussichten, ein Tölpel ohne Welt, ohne Grazie — und vielleicht ohne selbst daran zu denken, ohne Plan, ohne Absicht! — O Weiber!

Dieser „Eindringling“ hatte sich inzwischen seit einer Woche nicht auf dem Kampfplatz eingefunden. Linden war durch die Nähe seines Examens zu sehr in Anspruch genommen; er hatte seinen Besuch bis nach glücklicher Vollendung desselben verschoben. Er ahnte nicht, welche Maßregeln die Baronin ergriffen hatte, um diese Besuche auch für die Zukunft zu vereiteln. Frau von Nörn hatte es nicht für rathsam gehalten, ihrem Vater die Enthüllungen des Pastors über Linden mitzutheilen; sie wußte, daß der Baron dieselben mit dem größten Mißtrauen aufnehmen und die Wahrheit der Beschuldigungen genauer untersuchen würde. Sie fühlte eine instinctive Besorgniß, daß das Ergebniß einer solchen Untersuchung vielleicht auf irgend eine Weise zu Linden's Gunsten ausfallen könnte. Sie suchte daher auf einem andern Wege ihren Zweck zu erreichen; Anfangs wollte sie direct an den jungen Mann schreiben, um sich seine ferneren Besuche in ihrem Salon zu verbitten

und von seiner Ehre zu fordern, daß er dem Baron den Grund dieser Zurückhaltung verschwiege. Sie wußte, daß sie darin auf seinen Stolz fest vertrauen konnte. Doch war es ihr widerstrebend, mit „solch einem Menschen“ zu correspondiren. Ehe sie diese Frage entschied, gab ihr der Baron selbst die gewünschte Gelegenheit, ihre Absicht viel einfacher zu erreichen. Er fragte sie mit Besorgniß über Anna's Befinden, über den Grund ihres veränderten Wesens, und war geneigt, dasselbe religiösen Einflüssen zuzuschreiben. Die Baronin wies diese Vermuthung mit bitterem Lächeln zurück und äußerte ihre Verwunderung, daß er nicht sehen wolle, welchem Einfluß man jene traurige Veränderung, die sie wohl am meisten beklage, verdanke. Der Baron sah sie forschend an. „Haben Sie denn,“ fragte sie mit unverstelltem Erstaunen, „haben Sie Anna nie beobachtet an unseren kleinen Gesellschaftsabenden? haben Sie nie beachtet, wer dann ihre Blicke am meisten fesselt, wessen Worten sie am begierigsten lauscht, wessen Abwesenheit sie für den ganzen Abend verstimmt? — Ich glaubte, Sie hätten das längst bemerkt und fänden diese Symptome Ihren Wünschen gemäß.“

„Meinen Wünschen gemäß?“ rief der Baron verwundert.

„Nun, wenn das nicht der Fall, hätte man wohl erwarten dürfen, daß Sie meine mehr als einmal geäußerten Wünsche berücksichtigt und jenen gefährlichen Einfluß aus Anna's Nähe entfernt hätten."

Der Baron ging unruhig auf und ab. Er rief sich manche kleine Umstände zurück, welche er selbst bemerkt, denen er aber keine Bedeutung beigelegt hatte; er erinnerte sich, daß Anna an dem letzten Abend, an welchem Linden zugegen, ihm eigenthümlich erregt erschienen wäre, daß sie Helwitz seit einiger Zeit weniger freundlich, als früher behandele. Die letzte Entdeckung war ihm besonders unlieb; er hatte von dem jungen Diplomaten eine vortheilhafte Meinung, kannte seine Wünsche hinsichtlich Anna's und billigte sie; nur wollte er keine Uebereilung; die Zeit werde lehren, ob Anna seine Neigung erwiedere. Obgleich ihm nun Linden persönlich angenehmer war, als Helwitz, so hatte er doch nie an die Möglichkeit einer solchen Folge seiner Besuche gedacht; er hatte ihn den Damen gegenüber für ziemlich indifferent gehalten; auch jetzt tröstete ihn der Gedanke, daß Linden selbst nie einer solchen Neigung Gehör geben, daß ihn schon sein Stolz bewahren würde, Hoffnungen zu nähren, welche bei seinen äußeren Verhält-

nissen zu leicht den Verdacht unwürdiger Motive rechtfertigen könnten.

Dennoch erfüllte ihn diese Entdeckung Anna's wegen mit dem heftigsten Schrecken und er beschloß, jede Gelegenheit eines Zusammentreffens der jungen Leute für die Zukunft sorgsam zu verhüten. Die Baronin bestärkte ihn in diesem Entschlusse und sprach die Hoffnung aus, daß sich jener Eindruck, wenn er keine neue Nahrung erhielte, allmälig verwischen würde.

XXIII.

Der große Tag war erschienen, die Toilette beendigt, das Frühstück nur halb verzehrt; Ewald Linden schlich im schwarzen Frack, ein dickes Actenheft unter dem Arm, an der Thür des Dr. Musch vorbei die Treppe hinunter. Als er die Straße betrat, erspähte ihn der Alte, welcher seine Pfeife rauchend im Fenster lag, und rief ihm die Verse der Ilias nach:

„So schritt Paris prangend in seiner strahlenden Rüstung
Fröhlich von Pergamon nieder“ —

Linden winkte ihm ein freundliches Lebewohl und verfolgte rasch seinen Weg. Als er in dem Vorzimmer des Prüfungslokals anlangte, fand er seine Schicksalsgenossen schon versammelt; der eine stand vor dem bestäubten Spiegel und zupfte an seiner Cravatte, der andere blätterte in seiner Acte, ein dritter ging stumm gesticulirend auf und nieder. Nur

Krack fehlte. Ewald hatte ihn am Tage zuvor zweimal in seiner Wohnung aufgesucht, ohne ihn zu treffen. Die Anderen wußten nichts von ihm; nur einer wollte die letzten Tage hindurch ein merkwürdig unstätes Wesen an ihm bemerkt haben.

Inzwischen trat ein alter, mürrischer Pedell ein und ersuchte die Herren mit düsterem Blick, ihm zu folgen, die Commission sei versammelt.

Das Examen ging ohne den Candidaten Krack vor sich und für sämmtliche Erschienenen glücklich von Statten; gegen vier Uhr Nachmittags wurden sie mit guten Zeugnissen entlassen.

Linden's Freude über diesen Erfolg wurde durch die Besorgniß für Krack gedämpft; ohne zu Mittag zu essen, eilte er sofort nach dessen Wohnung. Als er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, schallte ihm aus demselben ein melancholischer Gesang nach der bekannten Melodie „Fordere Niemand mein Schicksal zu hören" dumpf entgegen. Als er hineintrat, fand er Krack in Hemdsärmeln beschäftigt, einen großen Reisekoffer zu packen; die Stube bot ein trauriges Gemälde chaotischer Verwüstung. Als Krack sich umwandte und Linden, der mit verschränkten Armen an der Thür stehen geblieben, erblickte, starrte er ihn einige Secunden verwundert

an, trat dann freundlich zu ihm und fragte etwas verlegen:

„Darf ich gratuliren? Glücklich bestanden?“

„Ich danke, ja! Aber was bedeutet das hier?“

„Waren die Fragen schwer?“

„Nein, Du hättest sie alle beantworten können.“

„Ist Keiner von euch durchgefallen?“

„Kein Einziger.“

Krack seufzte tief. „Wirklich?“ sagte er matt, „ja, jetzt fühl' ich's, ich wäre auch durchgekommen.“

„Sicherlich. Aber erkläre mir nur, was Dich zurückgehalten.“

„Ach, Freund — „es giebt im Menschenleben Augenblicke“ — wo man wie behext ist. Du wirst es kaum glauben, aber es lag mir diese Tage wie ein Alp auf der Seele. Nenne es eine fixe Idee, eine Tollheit; aber ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich durchfallen würde. Ich bin nicht dümmer als Andere, aber mit jeder Stunde schien mein Gedächtniß mehr abzunehmen; ich kam mir wie ein vollendeter Ignorant vor. Ich glaubte beständig Mävius' meckerndes Lachen zu hören — über meine Antworten. Diese Nacht, als ich endlich eingeschlafen, hatt' ich einen fatalen Traum: ich saß am grünen Tische und wurde plötzlich taub, ich

konnte die Fragen nicht verstehen; ich war in Verzweiflung; endlich fragte man man mich gar nicht mehr, ich wurde immer müder, zuletzt fielen mir die Augen zu, und ich hatte ein dunkles Gefühl, als wenn ich schliefe. Dann glaubt' ich plötzlich zu erwachen und saß noch vor demselben grünen Tische, aber Alles war still um mich her, ich war allein, und der Mond schien melancholisch auf die großen Dintefässer. Endlich kam der alte Stadtgerichtspedell mit dem Stelzfuß und fragte mit näselnder Stimme: Aber Herr Krack, wollen Sie denn nicht nach Hause gehen? Sie haben ja das ganze Examen verschlafen. Da erwacht' ich endlich wirklich. Es war schon Tag; ich stand auf, es lag mir wie Blei in den Gliedern. Ich machte einen Spaziergang und zählte die Glockenschläge, dann ging ich in eine Kneipe, um einen Frühschoppen zu trinken. Während des Trinkens kamen mir allerhand dumme Gedanken, daß ich eigentlich ein Thor wäre, mich so zu quälen, daß ich doch nicht zum Juristen passe und wegen meiner Ansichten doch nie angestellt würde. Und endlich schlug es zehn Uhr, und da war es zu spät; und das war mir in der Stimmung ganz recht. Es ist nun nicht mehr zu ändern — reden wir also nicht mehr davon!"

„Ich denke, die Sache läßt sich redressiren. Was bedeutet dieser Koffer?"

„Ich decampire. Diesen Abend um zehn Uhr reis' ich ab. Wenn mich der Staat verliert, ist es seine Schuld, ich wasche meine Hände in Unschuld. Wozu dieses Mißtrauen? Konnte man mich nicht nehmen, wie ich bin, ohne erst solche Faxen von mir zu verlangen?"

„Und wohin willst Du gehen?"

„Nach Frankreich zogen zwei Grenadier —"

„Nach Frankreich?"

„Ja, nach Paris, dem heiligen Boden der Freiheit. Dort will ich auf dem Grabe Börne's beten und ein neues Leben beginnen."

„Als was?"

„Welche Frage! Als politischer Schriftsteller. Man soll mich kennen lernen. Zunächst werd' ich für die „Posaune" correspondiren:

Allons, enfans de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé!"

„Bist Du mit Geld versehen?"

„Ja, reichlich! Ich hab' in der Eile alle meine Bücher, die juristischen heißt das, meine Uhr, meine überflüssige Garderobe, sechs Paar alte Stiefeln und meine Möbeln verkauft; in Paris, weißt Du,

bekommt man das Alles besser und wohlfeiler; so hab' ich ein ganz nettes Sümmchen zusammengebracht."

Er schwang mit Selbstgefühl eine grünseidene Börse; dann umarmte er Linden heftig, tanzte einige Male durch die Stube, bis er über einen Stiefelknecht stolperte und seiner ganzen Länge nach zu Boden fiel.

„Immer Pech!" murmelte er, sich mit einer schmerzlichen Grimasse aufrichtend; „den dummen Stiefelknecht hätt' ich auch verkaufen können; dann war' ich jetzt nicht gefallen. Ein Römer würde hierin ein böses Omen sehen. Doch ich bin kein Römer; also weg mit den Grillen und Sorgen! Linden, alter Kerl, es thut mir wahrhaftig leid um Dich, daß ich Dich in dieser Mördergrube der Tyrannei zurücklassen muß. Geh mit mir! Was meinst Du?"

„Daß Du lieber auch hier bleiben und wegen Deines Examens um Restitution bitten solltest."

„Nein, Linden, die Möbeln sind verkauft, der Rubicon ist überschritten.

Mourir pour la patrie,
C'est la plus belle gloire!"

„Das kannst Du hier besser, als in Paris."

„Nein, alter Linden, das verstehst Du nicht — Du bist ein Mensch ohne Begeisterung; Du kannst nicht dafür. Ich danke meinem Schicksal, daß es so gekommen ist. Ich passe nicht für unsere Verhältnisse; der Staat und ich, wir hätten uns nie mit einander vertragen, und Du weißt: der Klügste giebt nach!“

Unter diesen Reden hatte er seinen Koffer fertig gepackt und schlug mit ungeheurer Vehemenz den Deckel darauf.

„So, nun komm,“ sagte er vergnügt, „und laß uns das letzte Glas zusammen trinken.“

XXIV.

Der Postwagen rollte von dannen; Krack winkte noch einmal aus dem Fenster, dann verschwand das schwerfällige Fuhrwerk um die Straßenecke. Linden ging in trüber Stimmung mechanisch seiner Wohnung zu; er beneidete fast den Abreisenden. Er hatte sich auf diesen Abend seit vielen Wochen gefreut und nun — wie kalt und öde? Während er so in melancholischen Betrachtungen durch die dämmernden Straßen wandelte, fühlte er plötzlich seinen Arm ergriffen; er wandte sich zur Seite und sah Herrn Troll, welcher ihm gemüthlich zunickte.

„Also Sie *sind* es doch wenigstens! Seit zehn Minuten verfolg' ich Sie unter beständigem Räuspern und Husten, sind Sie denn ganz taub, mein junger Freund? Oder wollen Sie von dem alten Troll nichts mehr wissen, daß Sie mich acht Tage vergebens auf Ihren versprochenen Besuch warten

lassen? Doch ich weiß, Sie haben heute Ihr Examen bestanden! — nun meinen herzlichen Glückwunsch! Wenn ich — doch das an dem Joseph erlebt hätte — verzeihen Sie! Aber wenn ich Sie sehe, muß ich immer an den Jungen denken. Nun, da sind wir vor meinem Hotel. Heute dürfen Sie mir keinen Korb geben. Wir trinken auf Ihre baldige Anstellung, auf eine glänzende Carriere! Kommen Sie!"

„Aber woher wissen Sie, daß heute das Examen war?" fragte Linden überrascht, während ihn der alte Herr mit ins Haus zog.

„Das sollen Sie gleich hören," versetzte dieser schmunzelnd. Er suchte in der Gaststube eine behagliche, von einer Ampel matt erleuchtete Ecke aus, wo ein Divan und ein runder Tisch stand, nahm dort mit Linden Platz, und bestellte bei dem Kellner, der ihn diensteifrig umschwirrte, Essen und Wein.

„Nun das ist gut, daß ich Sie endlich einmal habe!" sagte er vergnügt, seine Brille putzend. „Sie haben wohl noch nicht erfahren, daß ich heute in Ihrer Wohnung war, um Sie aufzusuchen? Ich hatte mich aus dem Adreßkalender unterrichtet und etwas murrend meinen Weg angetreten. Als ich ankam, waren Sie eben fortgegangen, wie mir ein

interessanter Greis mittheilte, der — ich gestehe es — einigermaßen meine Neugier rege gemacht hat. Er schien nämlich Anfangs Ihren Namen nicht recht zu verstehen, sprach dann von einem gewissen — Charikles, wenn ich nicht irre, welcher fortgegangen sei, um in den Gesetzen geprüft zu werden. Ich merkte wohl, daß er Sie meinte; er kam mir überhaupt etwas wunderlich vor, doch hatte er ein ehrwürdiges Ansehn und in seiner ganzen Haltung etwas Imponirendes."

Linden erklärte ihm kurz, welche Bewandniß es damit habe.

„Ei, ei," sagte Herr Troll, „das ist höchst merkwürdig. Man erlebt doch täglich sonderbare Dinge. Ich bin überzeugt, dieser Mann ist von Natur reich begabt gewesen, vielleicht ein wissenschaftliches Genie. Was kann seinen Wahnsinn veranlaßt haben?"

„Ich glaube fast, eine gewisse geistige Ueberreizung, im Conflict mit gedrückten Lebensverhältnissen, kleinlichen Sorgen."

„Sehen Sie, meine Vermuthung! Und warum duldet man das? Warum läßt man solche Leute erst bis zur Stufe des Wahnsinns hinabsinken, statt sie von Staatswegen bei Zeiten unter eine wohlthätige Obhut zu nehmen und ihre schönen Talente

der Menschheit zu erhalten? Sollte das Schicksal eines Hölderlin, der Weltschmerz eines Byron, der Selbstmord eines Kleist, und so viele Erscheinungen der Art uns nicht gewarnt und unseren Gesetzgebern Veranlassung gegeben haben, eine Ueberwachung des Genies anzuordnen, um es gesund und productiv zu erhalten? Oder entgeht es etwa unseren Staatslenkern, daß Dichter und Künstler, Philosophen und große Gelehrte eine besondere Menschenclasse bilden, mit abnormen Organen, Leidenschaften, Bedürfnissen, mit einem angeborenen unpractischen Sinn, der sie unfähig macht, für ihr wahres Wohl zu sorgen? Haben nicht die meisten dieser Menschen mit Noth und Schulden zu kämpfen, weniger aus Mangel an Verdienst, als weil sie ihre Thätigkeit nicht richtig zu leiten, den Lohn derselben nicht vernünftig anzuwenden wissen? — Führen sie nicht gewöhnlich ein ganz undiätetisches, ihre Kräfte aufreibendes Leben? Sollen wir das ruhig ansehen?"

„Aber wie wollen Sie diesem Uebel abhelfen, ohne das Princip der persönlichen Freiheit zu verletzen?"

„Persönliche Freiheit — ja, dieses Princip ist mir heilig; es ist das Palladium des civilisirten Staates, nächst der Sicherheit des Eigenthums das

größte Bedürfniß der Gesellschaft. Aber jedes Princip muß sich gewisse Beschränkungen, jede Regel ihre Ausnahme gefallen lassen. Das Genie ist ein Nachtwandler; seine Freiheit kann ihm nur zum Verderben gereichen. Wie ist da zu helfen? fragt man. — Ich antworte: durch eine neu zu schaffende großartige Institution, durch ein Gesetz, welches jene bevorzugten Individuen zu Nationaleigenthum im edelsten Sinne des Wortes erklärt und der Sorge des Staates ein für alle Mal überweiset. Ich will ein Prytaneum, etwa wie jenes athenische, in welches Sokrates aufgenommen zu werden beantragte, ein imposantes, weitläufiges Gebäude in dorischem Stil, etwas abseit von der Stadt, in einer stillen, gesunden Lage, umgeben von einem großen englischen Park. Es müssen Speisesäle, Billardzimmer, Kegelbahnen, Bäder und gymnastische Anstalten aller Art darin angebracht sein, in dem Park muß man besonders viele Fichten und Tannen anpflanzen, der heilsamen Ausdünstung wegen. Die dort versammelten und sorgfältig überwachten Genies müssen zu regelmäßiger Thätigkeit, gemeinsamen nahrhaften Gastmählern, Promenaden und körperlichen Uebungen angehalten werden; man muß dabei die verschiedenen Gattungen berücksichtigen; Philosophen müssen täglich eine Stunde reiten

und zuweilen eine Douche erhalten; Musiker dürfen nur zwei Stunden täglich componiren; lyrischen Dichtern kann man zuweilen einen mäßigen Rausch in leichtem Punsch oder Champagner erlauben. Die Verheiratheten dürfen mit ihren Familien nur an gewissen Tagen verkehren; alle unangenehmen Nachrichten müssen ihnen vorenthalten werden. O man würde staunen, welche Höhe die auf diese Weise conservirte, wohlthätig geregelte, richtig geleitete schöpferische Kraft erreichen, welche Wunder sie hervorbringen würde! — Was wäre wohl aus manchem traurig verkommenen Talente, z. B. aus dem armen frühverstorbenen Hölty, dem unglücklichen Bürger oder unserm Zeitgenossen Heine geworden, wenn man sie nach meinem System behandelt hätte!"

Sein Auge leuchtete bei diesen Gedanken in gerührter Verklärung; sein Blick schien in eine schönere Zukunft zu schweifen, welche seine Ideen verwirklicht haben würde.

In diesem Augenblicke ertönte neben ihnen eine näselnde Stimme in fremdartigem Dialect: „Sie sein ein wahres Menschenfreund, mein Err!"

Erstaunt wandten sie sich zur Seite und sahen einen jungen Mann in heller Kleidung, welcher während ihrer Unterredung in der Nähe ihres Tisches

in steifer würdevoller Haltung auf und nieder schritt und zuletzt aufmerksam zuhörend neben sie getreten war. Er trug den unverkennbaren Typus des reisenden Engländers. Eine große röthliche Perrücke umwallte sein Haupt; ein dichter Backenbart von derselben Farbe und hohe steife Vatermörder umschlossen sein feines, längliches Gesicht; die Augen verdeckte eine Brille von blauem Glase. „Ik sein mit ein ausgeßeignetes Interesse Ihre Ideenabwickelung gefolgt," fuhr er mit einer leichten Verbeugung gegen Herrn Troll fort, „und haben daraus gelernt, daß Sie ein groß Staatsmann und Philosoph seien. Ik uerden mir Ihre System notiren und in die näkste Sitzung von unsere Parliament eine Bill darüber einbringen."

Während Herr Troll geschmeichelt lächelte, wandte sich der Fremde zu dem Kellner, welcher eben die bestellten Speisen brachte und sagte: „Setze Sie mir mein Beefsteak und Wein auch an dieses Tisch."

Der Kellner sah Herrn Troll fragend an, und als dieser gütig nickte, beeilte er sich, den Befehl des Fremden auszuführen.

„Sie sind auf einer Reise begriffen?" fragte Herr Troll denselben verbindlich.

„Ja," mein Err! ik sein ein English traveller auf die Continent und eine große Freind von Curio-

sities und Beobachtungen über die menschliche Geschlecht in alle Länder und nations. Ik sein bald drei Wocken in diese Stadt und besuke die offentlike Anstalten und Gebeide, die Gefangnisse und Musium's und die Schauspielhausers. Und ik maken gern die Bekanntschaft von ueise und aufgeklärtige Leute."

Herr Troll fühlte sich abermals geschmeichelt; er versicherte dem Fremden, daß er seine Neigungen theile, und erkundigte sich nach tausend Dingen in England, über welche ihm Jener in seinem Kauderwelsch bereitwillig die gewünschten Aufschlüsse gab, welche Linden aber hie und da etwas an die „wunderbaren Reisen" des Freiherrn von Münchhausen erinnerten. Man aß, trank und plauderte so fort, bis sich das Gastzimmer allmälig von allen übrigen Gästen geleert hatte und der einzige noch anwesende Kellner in einem Sessel selig entschlafen war.

Die Gespräche des Fremden waren allmälig immer anziehender geworden; trotz der ihm eigenthümlichen Sprachfehler drückte er sich geläufig, ja zuweilen beredt über Alles, was er sagen wollte, aus; er hatte offenbar viel gesehen und eine scharfe, scheinbar ohne Absicht etwas satirische Beobachtungsgabe; besonders interessant wurde die Unterhaltung, als dieselbe sich auf speciell deutsche Gegenstände

und zuletzt auf die deutschen Universitäten wandte, deren der Fremde einige besucht haben wollte. Er tadelte die zu große Freiheit, das zu ungebundene, phantastische Leben der Studenten, welches Linden gegen seine Angriffe lebhaft in Schutz nahm.

„Aber, mein Err," sagte der Fremde nach einer längern Rede Lindens, „Sie könne bei alledem nicht verläugnen, daß diese Lebensweise eine sehr unpassende und gefährlik Contrast mit die spätere Carriere von die junge Männer bilden thut; ah, uenn sie nach ihre akademische Triennium lauter vornehme Lords und große Staatsmänner oder Bischöfe würden, sollte es vielleikt ueniger schaden. Aber uenn sie nun, uie in Wirklichkeit, eine ganz subalterne Platz in die Staatsdienst bekleide und ganz mekanische Arbeit thun müssen, und bei jedes kleine Fehler von ihre Vorgesetzten getadelt und vorgeuorfen uerden, müssen sie sik da nicht nach ihre frühere manner of life sehr niedergetreten und unglicklich fielen? Geht ihre Lebensbahn den Berg hinauf, uie in alle andern professions, oder thut sie nicht vielmehr gehen den Berg hinunter? Und glaube Sie mir, viele von die jungen Leute thun gar nich so ueit komme, sondern gehen schon eher zu Grunde. Da hab' ik selbst so eine arme junge Mann vor einige Jahr in

Baden kennen gelernt, der uegen jugendlike Verfehlungen von seine Universität ueggelaufen uar, und nun sehr uenik uußte, uas er uerden sollte. Und was that er uerden? — Ein Spieler an die Roulette, bis er all sein Geld vergespielt hatte. Ik hatte geuarnt, aber er hatte es nich geglaubt, ueil junge Leute immer nur glauben thun, uas sie uünschen. Da er nun nix mehr hatte, that er zu mir kommen und mir fragen um mein Rath. Ik rieth ihm, er soll sik ein Pistol leihen und damit in die Kopf schießen, das uär für ihn das best —"

„Herr, wie konnten Sie einen so empörenden Rath geben!" rief Herr Troll, welcher der Erzählung des Fremden aufmerksam gefolgt war, jetzt mit edler Entrüstung.

„Ik that es meinen gut mit das junge Mann," versetzte der Engländer ruhig; „was sollte er maken in die Welt ohne Mittels, da er nix gelernt hatte und zu arbeiten keine Lust nich hatte?"

„Wie hieß dieser junge Mann?" fragte Herr Troll besorgt; „wissen Sie seinen Namen? Hat er — Ihren Rath — befolgt?"

„Das sein drei Fragen in ein Athemzuck. Seinen Namen darf ik Sie nich nenne, ueil ik es ihm versproken haben that uegen Rücksicht vor seine Ver-

uandtschaft. Meine Rath aber uollte er nich folgen, ueil er noch eine Uhr hatte, die er erst nock verkaufen uollte. Es uar ein Andenken, und ik that es aus Mitleid von ihm kaufen, ueil ik ihm einen großen Preis zahlen und er mir seine parole d'honneur geben that, daß er nie uieder an eine Roulette oder anderartige Bank spielen uollte."

„Und haben Sie die Uhr noch?" fragte Herr Troll zitternd.

„O wohl, hier in die Tasche, zu seine Erinnerung."

„Könnte ich sie sehen?" fragte Herr Troll mit ängstlicher Stimme.

„Ik uerde Sie Ihne zeigen, uenn ik das Ende von meine Geschichte erzählt haben."

Herr Troll rückte unruhig hin und her. Linden betrachtete den Fremden mit ängstlicher Spannung; er glaubte in dem Gesichte desselben ein eigenthümliches Zucken zu bemerken und fürchtete eine böswillige Mystification.

„Ik gab also," fuhr er fort, „das junge Mann sehr viele und gesunde Rathschlaken und eine Brief für seine recommandation an eine Freund von mir in Wien. Und dann habe ik ßwei Jahr nix von ihm gehört, bis ik ihn jetzt in diese Stadt ganz un-

verhoffentlik uieder finde — und als uas? — Als eine Comödiant auf die Bühne — mit eine andere Namen — aber ik habe ihn bald wiedergekannt, und er that sik sehr freuen, uie ik zu ihn kommen that."

„Und nun die Uhr! ich beschwöre Sie!" rief Herr Troll mit bittender Stimme. — Der Fremde zog mit etwas unsicherer Hand eine goldene Uhr aus der Westentasche, häkelte sie los und reichte sie dem alten Herrn. Dieser hatte sie kaum betrachtet, als er heftig zitterte und in Thränen ausbrach.

„Sie ist es — hier ist mein Namenszug — gütiger Himmel! — Sie müssen mich zu ihm führen."

„Sollten Sie einer von seine Verwandte oder Freunde sein?" fragte der Fremde gerührt.

„Ja, wenn nicht Alles täuscht! Heißt der junge Mann Troll?"

„Richtik, mein Err, so that er heißen damals, jetzt thut er sik nennen Falk!"

Herr Troll saß wie vom Schlage gerührt. „Falk!" rief er endlich tief aufathmend, „Falk — das hätt' ich nie für möglich gehalten!"

„Daß Ihr Neffe ein Comödiant werden könnte?" fragte der Fremde bitter, während er in der Miene

des alten Herrn mit ängstlicher Aufmerksamkeit zu lesen suchte.

„Nein,“ rief dieser begeistert, „daß der große Falk sich herablassen würde, mein Neffe zu sein!“

„In Ernst, mein Herr?“ fragte der Fremde bewegt.

„Ich sage Ihnen, Herr, ich bin stolz auf meinen Neffen. Wo ist er? Führen Sie mich zu ihm!“

„Wissen Sie“ — versetzte Jener, seine Brille abnehmend, unter der ein paar schöne schwarze Augen sichtbar wurden, „es will mir passender erscheinen, daß Ihr Neffe zu Ihnen kommt. Wenn er weiß, daß Sie kein Vorurtheil gegen seinen Beruf hegen, wird er sich glücklich schätzen, sich an Ihr Herz zu werfen und für allen Kummer, den er Ihnen ohne seine Absicht bereitet haben mag, Ihre Verzeihung anzurufen. Er sucht sie schon lange und — ist Ihnen — näher als Sie denken.“

Während dieser Rede war mit dem Fremden eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die Falten auf seiner Stirn, um seine Mundwinkel waren allmälig verschwunden, seine Züge hatten sich geglättet und waren jugendlicher geworden. Herr Troll war erschrocken aufgesprungen. Bei den letzten Worten nahm der Fremde auch seinen Backenbart

ab und steckte ihn in die Tasche; dann folgte die röthliche Perrücke, unter welcher sich glattes, schwarzes Haar zeigte.

„Joseph!" riefen Herr Troll und Linden wie aus einem Munde, und in demselben Augenblick lag auch schon der Neffe dem Onkel in den Armen.

XXV.

Als der erste Sturm der Rührung vorüber war, begann nun unter diesen drei glücklichen Menschen ein Fragen und Erzählen, welches tief in die Nacht währte. Am meisten mußte freilich Troll jun. erzählen, welcher denn auch alle Fragen seines Onkels und seines Freundes sehr befriedigend zu beantworten wußte. Ueber sein Wanderleben versicherte er, daß er eigentlich nie Noth gelitten, aber sich oft sehr verlassen gefühlt habe; von seinem Beruf sprach er mit bescheidener Zurückhaltung; desto lebhafter schilderte er den freudigen Schrecken, mit welchem er vor einigen Abenden von der Bühne aus plötzlich im vordersten Parquet das liebe, blühende Antlitz seines Onkels erblickt hätte.

„Du erkanntest mich also gleich wieder?“ fragte der alte Herr geschmeichelt.

„Ach, Onkel, wie könnt' ich Sie je verkennen!

Sie sind unwandelbar derselbe geblieben, wie Sie seit den Jahren unserer Trennnng täglich in dem Spiegel meiner Erinnerung erschienen und mir bei jedem dummen Streich den ich machte, stirnerunzelnd drohten, bei jedem gescheiten Einfall dagegen freundlich zulächelten. Sie waren mir, ohne es zu ahnen, ein stets gegenwärtiger spiritus familiaris und haben mir als solcher mehr als einen guten Dienst geleistet. Ich wußte mir auch von Zeit zu Zeit über Ihr Befinden geheime Bülletins zu verschaffen."

„Das wäre!" rief Herr Troll mit ungläubiger Miene.

„Ja, ja, Onkel," fuhr Joseph lächelnd fort; „oder glauben Sie, ich wüßte z. B. nicht, daß Sie im Winter vor zwei Jahren einen Verein zur Verschönerung Ihrer Vaterstadt gegründet haben und in Anerkennung Ihrer Verdienste zum Präsidenten darin gewählt worden."

Herr Troll blickte freudig überrascht auf.

„Daß Sie als erstes Werk Ihres Vereins auf dem Gemüsemarkt eine Bildsäule der Zufriedenheit setzen wollten und über das Costüm dieser Gottheit in Collision mit den Statdbehörden geriethen."

„Die Philister!“ rief Herr Troll entrüstet; „aber meine Ansicht hat gesiegt.“

„Ja, und das Postament der Statue wurde im vorigen Sommer feierlich eingeweiht, harrt aber noch immer seiner Bewohnerin.“

„Sie ist in Arbeit,“ sagte Herr Troll eifrig; „aber wahrlich, ich staune, wie Du so genau von diesen Dingen unterrichtet bist — ich sehe mit Rührung daraus, daß Du Deinem Onkel doch immer ein gewisses Interesse bewahrt hast.“

„Konnten Sie daran zweifeln?“

„Ja, mein Lieber, und ich habe sehr stark daran gezweifelt. Denn hab' ich nicht alles Mögliche gethan, unsere Versöhnung anzubahnen; oder solltest Du nie in den Zeitungen mein Manifest gelesen haben?“

„Doch, Onkel, mehr als einmal; es war etwas Imposantes, etwas Königliches in der Fassung, und ich war auch entschlossen, dereinst diesem großmüthigen Aufrufe zu folgen, sobald ich mich in der Lage befände, mit einigem Anstand vor Ihnen erscheinen zu können. Sehen Sie, Onkel, als verlorener Sohn, mit einem hungrigen pater peccavi auf den Lippen, wollt' ich nicht zu Ihnen zurückkehren; das wäre ein Plagiat gewesen, wenn auch ein biblisches. Ich mußte

deshalb warten, so schwer es auch meinem Herzen wurde."

„Aber jetzt hattest Du doch wahrlich keine Ursach', Dich länger zu verbergen?"

„Ja, Onkel, ich wußte nicht recht, wie Sie über mein neues Metier dachten. Ich erinnere mich allerdings, daß Sie einst den Friseur Chrysolith für ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft erklärten. Aber ob sich diese Toleranz auch auf Gaukler und Comödianten erstrecken würde, zu welcher Zunft freilich auch der große William Shakespeare gehörte — darüber hegt ich doch einige Zweifel."

„Du scheinst von meinem Kunstsinn eine sehr schlechte Meinung zu haben," sagte Herr Troll senior empfindlich, — „als wenn ich je die hohe Bedeutung der Bühne verkannt hätte, welche unter richtiger Leitung sehr wohl geeignet ist, die Gemüther der Menschen zu erheben, zu veredeln."

„Und zu amüsiren, was doch immer die Hauptsache ist," fügte Joseph lächelnd bei; „und als ich an jenem Abend Ihre vergnügte Miene sah, als Sie lächelten und gar applaudirten, war ich sehr glücklich, ich glaubte Ihr Bravo deutlich aus dem allgemeinen Ruf herauszuhören und war in Ver-

suchung, über Lampen und Orchester weg Ihnen ans Herz zu springen."

„Der gute Junge!" sagte Herr Troll mit gerührten Blicken.

„Ich besann mich indessen," fuhr Falk fort, „und überlegte, daß ein solches Intermezzo schwerlich den Beifall des Publikums finden würde. Ich beschloß, Ihren Aufenthalt auszuspüren und Sie zu treffen, ohne aber gleich von Ihnen erkannt zu werden. Daher diese Vermummung."

„Welche bewundernswerth durchgeführt ist," sagte Linden; „ich gestehe es, daß ich zuletzt etwas mißtrauisch wurde. Aber ich suchte vergeblich in Deinen Zügen! Wie kann man doch die Miene verstellen!"

„Ja, Freund, das lernt sich. Unsere Physiognomie wird mit der Zeit recht elastisch. Du kennst hoffentlich die Anekdote mit dem Schauspieler und dem Omnibuskutscher, der nicht eher fahren wollte, als bis er wenigstens sechs Personen eingenommen hätte. Der Künstler lieferte ihm, immer wieder leise aussteigend und auf's Neue kommend, sechs verschiedene Personen, die aber am Bestimmungsorte wieder in eine zusammenflossen."

Endlich mahnte ein gewisses müdes Augenzwickern

des Onkels zum Aufbruch; nachdem ihn die jungen Leute zu Bette geführt hatten, gingen sie noch einige Stunden Arm in Arm durch die nächtlichen Straßen; sie hatten sich so viel zu sagen; und doch verschwieg Jeder, was ihm am schwersten auf dem Herzen lag; selbst für die wahrste Freundschaft giebt es zuweilen Geheimnisse.

XXVI.

Als Linden am folgenden Morgen etwas spät seinen gewöhnlichen Besuch bei dem alten Agias machen wollte, fand er dessen Thür verschlossen. Er lauschte; kein Athemzug war in dem Zimmer zu hören, und der Alte pflegte doch um diese Zeit längst auf zu sein. Er klopfte, rief: keine Antwort. Er vermuthete, daß Agias gegen seine Gewohnheit schon ausgegangen sei, aber eine unheimliche Ahnung ließ ihm keine Ruhe; er eilte hinunter und fragte den Hauswirth. „Das wissen Sie noch nicht!“ sagte dieser verwundert; „nun ja, Sie waren leider gestern nicht zu Hause; er hätte Sie gern gesprochen, der gute alte Mann. Die Polizei hat ihn abgeholt, um ihn wieder ins Tollhaus zu bringen, obgleich wir alle im Hause versicherten, er sei nie so ruhig und vernünftig gewesen, als jetzt. Er war auch ganz gefaßt dabei und machte keine Umstände; nur

als er in den Wagen stieg, wollte er noch an die zusammengelaufenen Leute aus der Nachbarschaft eine Rede halten; aber er kam nur bis zu den Worten: „Männer von Baktra, liebe Freunde und Umwohner;" da schlugen sie die Wagenthür zu und fuhren davon."

Ewald war von dieser Mittheilung tief erschüttert. Er nahm eine Drosch[illegible] und fuhr nach der Irrenanstalt, welche außerhalb der Stadt lag. Der Director derselben empfing ihn höflich und bestätigte seine Befürchtung: der Dr. Musch sei ihm am Abend zuvor zugeführt, um neue Versuche zu seiner Heilung zu machen; er selbst verspreche sich freilich nicht viel davon, besonders seitdem sich die Geistlichkeit in solche Dinge einmische; diese Einflüsse kämen aus einer höhern Region, gegen deren Entscheidung er machtlos sei; er müsse gute Miene dazu machen, wenn er nicht seine Stelle verlieren wolle.

„Und auf welche Weise," fragte Linden, „will man jene Heilung versuchen?"

„Zunächst dadurch, daß man den alten Mann völlig isolirt, ihm körperliche Beschäftigung im Garten der Anstalt und daneben nur die Lectüre der Bibel gestattet. Auf diese Weise gedenkt man ihn für die späteren Versuche vorzubereiten."

„Und worin sollen diese bestehen?“

„Das weiß ich nicht.“

Linden bat den Director dringend, ihm eine Zusammenkunft mit dem Alten zu gestatten; der Director behauptete, darin nicht willfahren zu können, da er die strictesten Befehle habe, Niemand außer dem Seelsorger der Anstalt bei dem Patienten zuzulassen; er sei entschlossen, allen Anordnungen in dieser Hinsicht nachzukommen und sich keiner Verantwortung auszusetzen. Alle Vorstellungen Ewald's waren vergeblich. Das Einzige, was er erreichen konnte, war die Erlaubniß, sich von Zeit zu Zeit nach dem Befinden des Alten zu erkundigen.

Er gab indessen seine Hoffnung noch nicht auf; er wandte sich an verschiedene Behörden, um ein Einschreiten zu verlangen; er wurde jedoch überall kurz abgewiesen. So kam er gegen Abend erschöpft und bekümmert in seiner Wohnung an; seine Phantasie malte ihm in düsteren Farben die Einsamkeit und Ungeduld des armen Greises, die peinlichen Scenen, welche demselben die tölpischen Heilungsversuche seiner Verfolger bereiten würden, die schrecklichen Folgen, welche für seine Gesundheit und seinen Gemüthszustand daraus entstehen könnten. Er ballte unwillkürlich die Faust, wenn er an den Urheber

dieses Unglücks dachte, konnte sich aber nicht dem Gedanken entziehen, daß derselbe aus einem eingebildeten Pflichtgefühl gehandelt hätte und vielleicht die Billigung der großen Mehrheit für sich haben würde, während seine eigene Stellung zu der Sache leicht den Anschein einer unberufenen und lächerlichen Einmischung annehmen könnte.

In diesen schmerzlichen Betrachtungen kam ihm plötzlich der Gedanke, dem Baron von Greifensee das Ereigniß mitzutheilen und seinen Rath und Beistand zu erbitten. Dabei fiel ihm ein, daß heute der Wochentag sei, an welchem er den Abend dort zuzubringen pflegte. Er eilte dahin.

Als er über den Vorsaal dem Cabinet des Barons zuschritt, begegnete ihm Fräulein von Nörn, welche aus den vorderen Zimmern kam. Sie schien von seinem Anblick unangenehm überrascht und erwiederte seine Verbeugung mit einem nachlässigen Kopfnicken, während sie rasch an ihm vorüberging. Ihre Miene war kalt und stolz. Ewald starrte ihr bestürzt nach; sein Herz pochte heftig; er hätte ihr nacheilen, sie zurückhalten mögen; so peinlich berührte ihn dieses gegen sonst so veränderte Benehmen, dieser Blick, in welchem er Verachtung zu lesen glaubte. Der aus dem Cabinet zurückkommende Bediente, welcher

ihn angemeldet, unterbrach seine Betrachtungen. Wie ein Träumender trat er zu dem Baron ein, welcher ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit empfing und wegen des Examens beglückwünschte.

„Und was beginnen Sie nun?" fragte er.

„Ich erwarte meine Anstellung."

„Haben Sie baldige Aussicht dazu?"

„Der Justizminister hat mir die besten Hoffnungen gegeben; aber ich weiß noch nichts Bestimmtes."

„Hier in der Hauptstadt ist wohl keine Vacanz?"

„Nein; und wenn sie auch wäre, würde ich keine Aussicht dazu haben; man wird mich in irgend einen entlegenen Winkel der Monarchie versetzen; das pflegt der Anfang unserer Carriere zu sein."

„Nun, Sie werden sich auch da schon glücklich fühlen, vielleicht glücklicher, als in dem Gewühl der Residenz. Sie gehören zu den Menschen, welche ihre Zufriedenheit mehr in sich, als in der Außenwelt suchen. Die großen Städte zerstreuen; wer aber nicht zerstreut sein *will*, dem haben sie wenig zu bieten. Ich möchte nicht Jahr ein, Jahr aus hier leben; und ich gestehe Ihnen, ich fühle eine kindische Sehnsucht nach meinem Tusculum, habe deshalb auch die Abreise beschleunigt; in einigen Tagen ziehen wir heim in unsere Wälder."

Ewald fühlte sich von dieser Nachricht schmerzlich überrascht; er schwieg einige Secunden, während unruhige Gedanken seine Seele durchkreuzten: was bedeutete diese verfrühte Abreise? stand sie mit dem veränderten Wesen Anna's in Verbindung? Oder entsprang dies letztere blos aus einer zufälligen Verstimmung, einer vorhergegangenen Unannehmlichkeit? Giebt es nicht Augenblicke, in welchen uns jedes Menschenantlitz zuwider ist? Aber — doch er fühlte, daß er hier diesen Reflexionen nicht nachhängen durfte, und er erinnerte sich an den Zweck seines Besuchs; er erzählte dem Baron die Wegführung des alten Agias, so wie seine vergeblichen Bemühungen zu Gunsten desselben. Der Baron hörte ihm aufmerksam zu; als Linden geendigt, schwieg er eine Weile mit nachdenklicher Miene. „Und sind Sie völlig überzeugt," fragte er endlich, „daß diese Veränderung auf Ihren Freund Agias nachtheilig wirken müsse? Geben Sie nicht der Möglichkeit einer Heilung Raum?"

„Ich halte mich an die Erfahrung des früheren Versuches," versetzte Linden; „und dann, — wenn wenigstens nur dazu berufene Personen sich mit der Cur befaßten! Aber dieses unheimliche Eingreifen des geistlichen Fanatismus erfüllt mich mit

den schlimmsten Besorgnissen. Und endlich! was kann eine wirkliche Heilung in diesem Falle gewähren? Ist sie nicht für den alten Mann eher eine neue Krankheit? Wird er nicht die ganze Armseligkeit seiner Existenz um so bitterer empfinden, je schöner er geträumt hat? Ist er nicht zu alt, um sich mit einem so großen Wechsel zu versöhnen? Wird er sich nicht immer und immer wieder vor der rauhen Zugluft der Wirklichkeit in das warme Schneckenhaus seiner Phantasieen zurückziehen? Bis jetzt wurde er von denen, die um ihn waren, geschont; man räumte ihm jeden Stein, über den er stolpern konnte, mitleidig aus dem Wege. Nach seiner sogenannten Herstellung würde er statt dessen gehudelt, mit seinem früheren Zustand unzart geneckt, würde mißtrauisch gegen sich selbst und die Menschen werden. Mag sein, daß ich übertreibe — aber mir ahnt nichts Gutes von diesem Wechsel!"

„Sie können Recht haben," versetzte der Baron; „obgleich ich Ihren Schützling nicht kenne, als durch Ihre Gespräche, fühl' ich doch ein lebhaftes Interesse für ihn. Was ich vermag, soll für seine Befreiung aufgeboten werden. Aber dann müßte noch ein Weiteres für ihn geschehen: denn sagen Sie selbst, was soll aus ihm werden, wenn er in seiner Freiheit

Sie, seinen einzigen Freund und Beschützer, nicht mehr findet?"

Ewald hatte an diesen Umstand noch gar nicht gedacht; er blickte bestürzt vor sich nieder.

„Nun, wir werden sehen!" sagte der Baron beruhigend; „ich werde überlegen, was sich in dieser Hinsicht thun läßt. Zunächst handelt es sich um seine Erlösung aus den Händen der Inquisitoren. Versprechen Sie sich aber nicht zu viel von meiner Verwendnng."

Ewald dankte dem alten Herrn, welcher das Gespräch auf andere Gegenstände lenkte. Die Zeit der Theestunde kam heran, doch ohne daß die gewöhnliche Einladung erfolgte. Endlich erhob sich Linden, um zu gehen, aber in der stillen Hoffnung, der Baron werde ihn zurückhalten. Seine Erwartung wurde getäuscht. Der Baron begleitete ihn bis auf den Vorsaal. „Wenn wir uns," sagte er zögernd, „vor meiner Abreise nicht mehr sehen werden, so vergessen Sie doch nie, daß Sie in jeder Lage des Lebens auf mich zählen mögen. Treten Sie Ihre neue Bahn muthig an, sie führt zu einer ehrenvollen Thätigkeit — werden Sie glücklich, recht glücklich — und — denken Sie zuweilen an den alten Greifensee."

Er umarmte den jungen Mann, drückte ihn heftig an sein Herz und ging rasch in das Zimmer zurück, bevor Ewald etwas erwiedern konnte. Dieser fühlte sich eigenthümlich bewegt; die tiefe unverkennbare Rührung des Barons verrieth, wie schwer ihm eine Trennung falle, die er doch so seltsam beschleunigte. Wie sollte er diesen Widerspruch erklären? Soviel war gewiß: man wollte seine ferneren Besuche in diesem Hause abschneiden. Das Blut schoß ihm bei diesem peinlichen Gedanken heiß in die Schläfe: womit hatte er eine solche Maßregel verdient? — Sein ganzer Stolz erwachte, er gelobte sich in seinem Herzen, nie, was auch kommen möge, diese Schwelle wieder zu betreten.

Langsam stieg er die Treppen hinab, die Stufen mechanisch zählend; er fühlte, daß ihn jeder Tritt von dem Schauplatz seiner glücklichsten Augenblicke weiter entfernte. Nie hatte er jenes Glück so warm empfunden, als jetzt, da es auf immer verloren war: sollte er nie wieder jenes Lächeln sehen, das einst wie Sonnenschein in seine Seele fiel? nie wieder den Silberton jener Stimme hören, über die er Alles umher vergessen konnte? — Und nun schien ihm Alles klar, er fühlte seine ganze Liebe, die bis heute unbewußt in ihm geschlummert, die er sich

früher wohl selbst geläugnet hatte. Er begriff, diese Scene seines Lebens mußte enden. Aber daß sie so enden mußte, daß fremdes Mißtrauen, fremder Stolz seinem Zartgefühl zuvorkam, und daß dieser letzte Blick ihres Auges so kalt, so feindlich dem seinen begegnete, — das brach ihm das Herz. Er wünschte sich, zu hassen; aber er fühlte nicht die Kraft dazu; eher mochte er sich selbst anklagen wegen seiner Blindheit. Als er endlich hinaustrat in die kalte, dämmernde Straße und die schwere Hausthür hinter sich zufallen hörte, da war es ihm, als ob er seine Jugend in jenem Hause zurücklasse.

XXVII.

Die folgenden Tage verlebte Linden in völliger Einsamkeit; er ging des Morgens früh aus der Stadt und wanderte planlos in der Umgegend umher; er suchte durch körperliche Ermüdung den Schmerz zu betäuben, der an seinem Herzen nagte und alle Thatkraft in ihm lähmte. Er prüfte während dieser einsamen Wanderung sein vergangenes Leben und glaubte nichts Erfreuliches darin zu finden; er entrollte seine Aussichten für die Zukunft und sah nichts Ermuthigendes darin: eine Beschäftigung ohne innern Reiz, ohne andern Lohn, als den kahlen Lebensunterhalt, eine Laufbahn ohne Ruhm, ohne Thaten, ein Dasein ohne Liebe, ohne Begeisterung, ohne Schicksal. Vergebens klagte er sich selbst des Undanks gegen seinen Vater, der Ungerechtigkeit gegen die Verhältnisse an: jenes Gefühl des Mißmuths war stärker als alle Vernunftgründe, am

stärksten aber war das Gefühl der Scham. Er wühlte mit einer bittern Schadenfreude gegen sich selbst in der Erinnerung jenes unglücklichen Abends: jene Menschen waren seiner überdrüssig und hatten ihn weggeworfen wie ein zerbrochenes Spielzeug; sie, für welche er sein Herzblut gegeben hätte, spottete vielleicht jetzt seiner „lächerlichen Prätensionen“; vergebens rief eine Stimme in ihm: du lügst! du verläumdest, was du liebtest! und dann warf er alle Schuld, allen Haß auf sich selbst. Es tauchte wohl zuweilen ein dunkler Argwohn in ihm auf, als ob hier noch eine andere, ihm unbekannte Einwirkung thätig gewesen; aber er verwarf diesen Gedanken als einen Trost seiner Eitelkeit, als eine gezwungene Erklärung für Dinge, die sich selbst erklärten. Hätte man ihm etwas vorzuwerfen gehabt, so würde der Baron, zu stolz für Verstellung, ihm offen seine Meinung gesagt, nicht in jener freundschaftlichen Weise von ihm Abschied genommen haben; in dem ganzen Benehmen des Greises zeigte sich ja, daß er einer ihm selbst schmerzlichen Nothwendigkeit wiche, daß er sich ungern von ihm trennte. Die Baronin dagegen hatte ihn Anfangs mit freundlicher Theilnahme, später mit einer zunehmenden Kälte behandelt; sah sie in dem Gefühl, welches sich vielleicht bei ihm

unbewußt verrathen hatte, eine niedrige Berechnung, unwürdige Hoffnungen? Er erröthete bei dem Gedanken. Jene Frau, welche beständig von der Verderbniß der Welt sprach, welche alle Handlungen der nicht zu ihrer Secte gehörigen Menschen aus egoistischen Motiven zu erklären pflegte, konnte sie nicht ihrer Tochter sein Benehmen in jenem häßlichen Lichte gezeigt, Anna's ganzen Stolz gegen ihn aufgerufen haben? — Und waffnete diese sich mit jenem Stolz, der ihn so bitter verletzt hatte, nicht vielleicht — gegen ihre eigene Empfindung? Er wagte diesem Gedanken nicht nachzuhängen.

Dann aber fühlte er wieder mit tiefer Verzweiflung, wie wehrlos er jenem schrecklichen Verdacht gegenüber sei: man hatte nicht gesprochen — wie sollte er antworten? man wollte ihn nicht sehen — sollte er sich aufdrängen? — Jeder Versuch einer Rechtfertigung mußte in das Gegentheil ausschlagen; qui s'excuse, s'accuse.

Und die Zeit, die Alles heilende Zeit, was konnte sie hier bessern? Verschwand er nicht für immer aus dem Gesichtskreise jener Menschen? blieb er in ihrer Erinnerung nicht immer mit dem Makel behaftet, welchen ein rasches Vorurtheil, ein

blinder Verdacht ihm angeheftet hatte? — So quälte er sich mit den bittersten Gedanken.

Als er am Abend des dritten Tages erschöpft in seiner Dachstube anlangte, fand er eine Visitenkarte von Troll und zwei Briefe vor; der eine war von Antonie, der andere von seinem Vater. Der Pastor, welchem er das bestandene Examen in der durch Troll's Wiedersehen und die darauf folgenden Vorfälle entstandenen Unruhe noch nicht mitgetheilt hatte, verlangte Nachricht darüber und forderte ihn auf, so bald als möglich nach Meyendorf zu kommen und einige Wochen bei ihm zu verleben. Antoniens Schreiben enthielt Klagen über seine lange Abwesenheit; wenn er nicht bald komme, werde sie sterben. Er beschloß, alle seine Angelegenheiten in der Hauptstadt so rasch als möglich zu ordnen und dann sofort abzureisen. Mit diesem Gedanken warf er sich auf sein Lager und versank, seit mehreren Nächten zum ersten Mal, in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Es liegt eine wunderbare Heilkraft, ein geheimnißvoller Zauber in einer solchen tief und ungestört durchschlafenen Nacht; freundliche Naturgeister weben und walten darin, schließen die Wunden einer bekümmerten Seele und hauchen einen belebenden Balsam durch unser ganzes Wesen. Es giebt wirklich

solche Nächte, aus denen das Erwachen einer neuen Geburt gleicht; aber nur die Jugend kennt sie, und je mehr wir ihrer bedürfen, desto seltener werden sie.

Linden erwachte mit dem Gedanken, mit welchem er entschlafen war: fort aus dieser Stadt, so rasch als möglich! Er besorgte sein Gepäck, bezahlte seine Hausrechnung und eilte nach der Post, um einen Platz für die nächste Fahrt, welche in der Nacht abging, zu nehmen. Dann ging er der Wohnung Antoniens zu.

„Wohin im rasenden Laufe?" fragte eine Stimme neben ihm; es war Herr von Helwitz, welcher eben aus einem benachbarten Hause trat und in derselben Richtung mit ihm weiter ging; er sah sehr vergnügt aus, und seine strahlende Miene contrastirte seltsam mit dem schwarzen Trauerflor, welchen er am Hute trug. Er hatte in dem Hause, aus welchem er trat, ein Monument für das Grab einer verstorbenen Großtante bestellt, genau so, wie sie es in ihrem Testamente angeordnet hatte; er war beiläufig in diesem Testamente zum Universalerben ernannt.

„Sie sind doch nicht krank gewesen?" fuhr er theilnehmend fort; „es ist eine Ewigkeit, daß ich Sie nicht gesehen habe. Ich hoffte Sie am Dienstag in der bewußten Gesellschaft zu treffen. Ich war ganz

allein da; der Pastor fehlte natürlich — à propos, wissen Sie von seinem Malheur? —"

„Was ist ihm begegnet?"

„Aber das wissen Sie nicht? Ich glaubte, er hätte sein Herz gegen Sie erleichtert."

„Ich bin nicht sein Vertrauter."

„Ich dachte. Der arme Teufel — quos vult perdere Deus dementat. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, die kleine Reichenau sei sterblich in ihn verliebt; Sie werden sich erinnern, mit welchen schmachtenden Blicken er sie ennuyirte; er glaubte ohne Zweifel mit seinen verdrehten Augen, seinen Seufzern über die sündhafte Welt unwiderstehlich zu sein; vielleicht rechnete er auch ein wenig auf ihre Armuth. Die Baronesse bestärkte ihn in seinem Wahn, vielleicht aus Malice — wer kann aus diesen Heiligen klug werden? — Genug, er bewarb sich in aller Form bei dem Baron, als Vormund der jungen Dame, ohne diese selbst gefragt zu haben; ist das nicht charakteristisch? Hierauf große Verwunderung, schmerzliche Enttäuschung, vermehrter Haß gegen die sündhafte Welt. Aber was das Schönste bei der Geschichte, er brouillirte sich darüber mit seiner erhabenen Beschützerin, welcher er in der ersten Rage einen Mangel an Menschenkenntniß vor-

warf; diese Frommen sind bei aller Vollkommenheit ein wenig eitel; so etwas verzeiht sich nicht unter ihnen. Kurz! allgemeine Verstimmung, beschleunigte Abreise!"

„Aber woher wissen Sie das Alles?"

„Ein gekränktes Gemüth bedarf der Mittheilung. Ich schmeichle mir, bei einigen Meinungsverschiedenheiten doch immer das Vertrauen der gnädigen Tante besessen zu haben."

„Ist die Abreise schon erfolgt?"

„Diesen Morgen. Und in einigen Tagen reis' ich ebenfalls."

„Nach Paris?"

„Ja, endlich! — Alle meine Angelegenheiten sind arrangirt, und meine Gläubiger beehren mich mit ihrer reinsten Hochachtung; bewahren Sie mir die Ihrige und leben Sie wohl — hier scheiden sich unsere Wege."

Ewald verfolgte den seinigen mit schwerem Herzen; je näher er der Wohnung Antonien's kam, je mehr fürchtete er den Eindruck, welchen die Nachricht seiner Abreise auf die Kranke machen würde; und doch glaubte er ihr diesen Entschluß nicht verschweigen zu dürfen. Ueberhaupt fürchtete er ihr aufgeregtes Wesen. Um so angenehmer war er überrascht, als er in ihrem Zimmer eine männliche Stimme hörte; er

glaubte Dr. Moller sei bei ihr, statt dessen traf er zu seiner noch lebhafteren Ueberraschung den jüngern Troll. Beide sprangen bei seinem Eintritt auf und eilten ihm entgegen, ihn mit Vorwürfen und Neckereien über seine lange Abwesenheit überhäufend. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, mit den Vorbereitungen zu einer „nothwendigen Reise". Bei diesen Worten überzog Antonien's Antlitz eine tödtliche Blässe, sie zitterte heftig. Ewald suchte sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß er nur auf einige Wochen zu seinem Vater auf's Land gehe, dann aber nach der Residenz zurückkehren müsse, um seine definitive Anstellung im Staatsdienst zu erwarten.

Sie schüttelte traurig das Haupt. „Wir sehen uns nicht wieder," murmelte sie; es durchdrang ihn selbst wie eine Ahnung und er ergriff unwillkürlich ihre Hand.

„Sie werden gehen," fuhr sie fort, „Sie können vielleicht nicht anders; aber es ist zu traurig; mit Ihnen geht die Hoffnung, geht das Leben. Ach! ich athmete auf, wenn ich Ihren Schritt auf der Treppe hörte; wenn ich Sie sah, glaubte ich an Genesung, Rettung, neues Leben. Das ist nun wieder aus. Was sollte Sie auch halten? Was soll der Blü-

hende bei der Verwelkten, der Glückliche bei der — Verlorenen?"

„Antonie!" rief Ewald schmerzlich bewegt, „wie können Sie so reden!"

„Ich mein' es nicht als Vorwurf. Sie sind immer gut und mild gegen mich gewesen, mehr als ich verdiente. Und doch, warum — konnt' es nicht anders sein? Warum war von Anfang an in meinem armen Leben Alles so verdorben und verfehlt? — Und wer wird mich nun schützen, wenn die bösen, unheimlichen Gedanken wiederkommen?"

„Sie selbst, Antonie! Sie sind stärker, muthiger, als Sie denken. Und ich werde bald zurückkehren, wir werden uns wiedersehen."

„Ja — vielleicht — aber nicht hier. Dort!" und sie deutete nach oben; „dort, wo die kleinen, armseligen Schranken dieser Erde fallen, wo wir das häßliche, beschmutzte Kleid unserer Fehler von uns werfen und rein werden — von aller Schmach."

Und ihr Blick wurde starr und schien in eine unbekannte Ferne zu schauen.

„Ja," sagte Troll mit erzwungener Munterkeit, „am Ufer des Genfer Sees, im Herbst, wenn wir Ihre Genesung feiern. Wir sprachen eben davon," fuhr er zu Linden gewandt fort, „Fräulein Antonie

muß hinweg aus dieser verpesteten Stadtluft. Ich habe schon mit ihrem Aesculap das Nöthige verabredet; im Juni spätestens reisen wir, wenn sie mich zu ihrem Reisemarschall annehmen will, wo nicht, übernimmt mein Onkel dieses Amt; ich werde ihn bei seiner Philanthropie packen. Du bist natürlich bis dahin längst wieder hier?" fragte er mit einem Wink gegen Linden.

„Ohne Zweifel," versetzte dieser, ohne sich zu bedenken.

Antonie, welche bis dahin theilnahmlos zugehört hatte, sah bei jener Frage Linden ängstlich an. Als er bejahte, athmete sie tief auf.

„Jedenfalls," fuhr Troll fort, „muß man in der Krankheit immer den festen Willen haben, wieder gesund zu werden. Glaubt mir, der Wille ist Alles in der Welt; er allein thut Wunder. Wir fühlen und denken zu viel und wollen zu wenig. Das ist heutzutage das allgemeine Uebel. Und dann muß man nicht gleich das Leben hassen, wenn man hie und da mal gestolpert oder in einen Graben gefallen ist; man rafft sich wieder empor; die Zukunft hat Medizin für Alles."

In dieser munteren Weise redete er noch lange fort, that zwischendurch allerlei Fragen, durch deren

Beantwortung Jene in ihren trüben Gedanken gestört wurden. Zuletzt erklärte er, Ewald müsse seine Reise noch einige Tage verschieben, er werde ihn nöthigenfalls dazu zwingen; auf keinen Fall leide er eine Abschiedsscene. Dann blickte er auf seine Taschenuhr und ermahnte Linden zum Aufbruch, da sein Onkel, der sie beide zu Tische eingeladen, sie längst grollend erwarte.

Ewald raffte sich auf, Antonie, welche seine verstörte Miene, seine mühsame Fassung sah, suchte sich zu beherrschen; sie reichte ihm schweigend ihre abgemagerte Hand, welche er bewegt an seine Lippen drückte. Da übermannte es sie; sie umschlang ihn plötzlich mit beiden Armen, ihre Stirn heftig an die seine pressend. Es war, als ob sie ihn nicht lassen wollte. Dann flüsterte sie „Lebewohl — auf ewig!" und sank matt in die Polster zurück.

„Auf Wiedersehen also," sagte Troll mit Entschiedenheit und ergriff den Arm seines Freundes, der sich mechanisch wegführen ließ.

Unten wollte Troll ihn nach dem Gasthof seines Onkels mitnehmen. „Es geht nicht," sagte Linden; „schenke mir dafür den Abend; ich habe noch zwei nothwendige Wege — dann bin ich reisefertig — aber darf ich reisen?" — fügte er unentschlossen hinzu.

Troll sah ihn fest an. „Was ist der Zweck dieser Reise?“ fragte er.

„Mein Vater verlangt nach mir; er will mich sehen, eh' ich durch meine Anstellung — wer weiß, wohin verschlagen werde. Und dann, ich muß fort von hier — ich werde hier krank.“

„Dann reise.“

„Aber darf ich? diese Arme —“

„Bedarf Deiner nicht. Dein Bleiben kann sie nicht heilen, einen Fall ausgenommen.“

„Welchen Fall?“

„Daß Du sie liebtest, Dein Schicksal an das ihrige ketten wolltest.“

„Unmöglich!“

„Das denk' ich auch. Aber dann reise so schnell als möglich. — Was den Abend betrifft, so muß ich spielen, nach der Vorstellung steh ich zu Diensten. Aber auch den Nachmittag triffst Du mich noch bei meinem Onkel!“

„Ich werde kommen — adieu!“

Linden nahm eine Droschke und fuhr nach dem Irrenhause, um sich nach dem Doctor Musch zu erkundigen. Der Director empfing ihn in großer Aufregung mit den Worten:

„Nun? Ist er bei ihnen?“

„Wer?“

„Der Alte, Doctor Musch.“

„Bei mir? Wie kommen Sie darauf?“

„Ich habe vor einer Stunde deshalb nach Ihrer Wohnung geschickt.“

„Ich war nicht zu Hause — was ist geschehen?“

„Sie wissen also noch nicht?“

„Was soll ich wissen! Sie überraschen mich auf's Höchste.“

„O weh, das war noch meine einzige Hoffnung, daß er bei Ihnen seine Zuflucht gesucht hättte! Er ist fort, seit gestern Abend — entflohen auf die unbegreiflichste Weise. Hätt' ich nicht das ganze Haus zweimal durchsuchen lassen, würd' ich glauben, er sei noch irgendwo versteckt.“

„Was kann ihn zu einem solchen Schritte getrieben haben? Hätten Sie ihn —“

„Schlecht behandelt, meinen Sie? O nein, im Gegentheil! Er schien ganz zufrieden. Er empfing Morgens nach dem Frühstück täglich einige Besuche von Predigern und Candidaten — die ganze Geistlichkeit schien sich für ihn zu interessiren; man disputirte, daß es eine Lust war. Der Alte erregte förmlich Bewunderung; ich mußte sogar an den Hof über ihn berichten. Ich hatte die Anweisung, ihn auf's

Beste zu verpflegen, — die nahrhaftesten Speisen, Kaffee, Cigarren, was er nur haben wollte; nur keine Bücher, außer den verordneten. Nachmittags promenirte oder arbeitete er im Garten, ganz nach Neigung. Dieser Garten ist groß, aber leicht zu übersehen, weil wenig Bäume und Bosquets darin; überdies rings mit einer zwölf Fuß hohen, glatten Mauer umgeben; keine Leiter in der Nähe. Am gestrigen Nachmittag sah ich den Alten wiederholt von meinem Fenster aus zwischen den Beeten umher flaniren; außer ihm war den Tag nur der Gärtner dort, mit welchem er sich gelegentlich unterhielt. Gegen Abend pflegte er von selbst in seine Zelle zurückzukehren; man war so daran gewöhnt, daß man kaum darauf achtete. Da meldete Abends ziemlich spät der Wächter des Ganges, zu welchem seine Zelle gehört, daß er sich noch nicht eingestellt habe. Im Gebäude konnte er nicht sein, überall sind Aufseher; ich ließ also den Garten sogleich auf's Genaueste durchsuchen. Außer der Thür, welche ins Haus führt und stets bewacht ist, befindet sich allerdings noch eine andere in dem Garten, welche ins Freie führt; diese ist aber beständig verschlossen und der Gärtner trägt den Schlüssel stets bei sich. Wir fanden diese Pforte auch unverändert, wohl verschlossen,

und der Gärtner zog den Schlüssel aus der Tasche. Von einem Dietrich oder Nachschlüssel kann keine Rede sein; der Alte hatte keine Mittel, sich dergleichen zu verschaffen. Der Gärtner ist zuverlässig — kurz! die ganze Sache bleibt mir ein Räthsel."

„Und wohin führt jene Außenthür?" fragte Linden.

„Auf einen Feldweg, der aber kaum betreten wird; die Gegend dort herum ist wenig angebaut. Ich habe natürlich sogleich Leute abgeschickt, die Umgebungen der Anstalt zu durchsuchen, aber ohne den mindesten Erfolg. Hätte ich so etwas ahnen können! Aber der Mann schien sich hier so gut zu gefallen und zeigte eine so kindliche Unbefangenheit, daß ich unmöglich solche Absichten bei ihm annehmen konnte."

Der Director erging sich noch in verschiedenen Vermuthungen, welche er aber alle selbst widerlegte; Linden verließ ihn voll Besorgniß über die ferneren Schicksale des alten Agias, dessen Entweichen ihm ebenso räthselhaft war, als dem Director.

Er machte noch einen Abschiedsbesuch bei Dr. Moller, welcher sich über Antoniens Zustand etwas hoffnungsvoller äußerte; Ewald gab ihm zur Verwendung für sie den Rest seiner Ersparnisse und empfahl sie seiner ferneren Fürsorge.

Dann eilte er nach dem Gasthofe des Herrn Troll, welchen er in Gesellschaft seines Neffen beim Kaffeetrinken fand. Der Onkel war ungewöhnlich ernst und schaute gedankenvoll in das Gewölk seiner Cigarre, ohne auf das Gespräch der jungen Leute zu achten. Er seufzte wiederholt tief auf, bis ihn Joseph endlich mit besorgter Miene fragte, ob er sich nicht wohl befinde?

„Ich bin recht verstimmt,“ sagte der alte Herr fast weinerlich, „unzufrieden mit mir selbst.“

„Wie ist das möglich?“

„Ich befinde mich in einer ganz dummen Lage, in die ich mich muthwillig selbst hineingestürzt habe. Ich habe mich bis jetzt noch nicht entschließen können, unsere Gemüthlichkeit damit zu verderben, Herr Linden weiß davon.“

„Was ist es?“ fragte Joseph, zu Linden gewandt.

„Ich habe keine Ahnung,“ versetzte dieser.

„Die Jugend ist vergeßlich. Damals, als ich Ihnen davon sagte, war ich noch nicht gebunden, ich konnte noch zurück. Warum mußte sich mein Neffe auch nicht einige Tage eher zu erkennen geben; dann wäre das Unglück nicht geschehen.“

„Um Gotteswillen, Onkel, Sie spannen mich auf

die Folter! Haben Sie einen Mord begangen, eine Jungfrau entführt, ein Attentat gegen die Monarchie angezettelt?"

„Ja, ein Attentat, aber nicht gegen die Monarchie, sondern gegen mich selbst, gegen die Ruhe meines Alters, kurz! daß Du es nur endlich wissest, ich habe ein Landgut gekauft."

„Weiter nichts?" rief Joseph lachend.

„Ja, Du hast gut lachen; Du brauchst Dich nicht darum zu kümmern, nicht zu controliren, commandiren, administriren — Du kannst ruhig schlafen, während Dein alter Onkel Tag und Nacht auf der Wacht stehen muß, um nicht betrogen und bestohlen zu werden."

„Dafür giebt es Verwalter. Ist es ein großes Gut?"

„Achthundert Morgen."

„Wieviel Seelen?"

„Das fehlte noch, daß ich auch noch mit Seelen zu schaffen hätte. Ich werde so schon genug Last davon haben. Und was das Schlimmste ist, in acht Tagen soll die Uebergabe sein, und ich habe noch für nichts gesorgt und weiß kaum, wie man sich dabei zu benehmen hat."

„Pah, wenn nur das Kaufgeld da ist!"

„Das liegt parat; willst Du das Uebrige besorgen? Sieh, lieber Junge, ich bliebe viel lieber hier und sähe Dich jeden Abend Deine Rollen spielen, und nun soll ich die verwünschte Reise machen; wenn Du mich begleiten, mir zur Seite stehen wolltest, das würd' ich Dir nie vergessen — und gewissermaßen ist es ja Dein eigenes Interesse. Schlag ein, Junge, zeige, daß Du Deinen alten Onkel lieb hast!“

„Wo liegt denn eigentlich Ihre Acquisition?“

„In einer paradiesischen Gegend, einige Meilen von C****.“

„Wie heißt das Gut?“ fragte Joseph lebhaft.

„Reichenau!“

„Reichenau!“ rief Joseph im Tone der größten Ueberraschung; „wirklich, Onkel? Haben Sie sich nicht versprochen?“ Er blickte den alten Herrn mit ängstlicher Spannung an.

„Leider nicht,“ versetzte dieser, „aber was kann Dich dabei so wundern? Das Gut sollte subhastirt werden; der Besitzer, ein pensionirter Officier, war in sehr zerrütteten Vermögensverhältnissen gestorben.“

„Wie hieß er?“

„Wie sein Gut — Reichenau. Er hat zum

Glück nur eine einzige Tochter hinterlassen, welche jetzt hier in der Residenz bei ihrem Vormund lebt."

„Hier!" rief Joseph aufspringend, „und das weiß ich nicht!" Und er schlug sich heftig vor die Stirn, während ihn sein Onkel nnd Ewald verwundert betrachteten.

„Und sie ist arm!" rief er mit dem Ausdruck freudigster Rührung, „arm! welches Glück!"

„Das nennt er ein Glück!" murmelte Herr Troll mit einem besorgten Blicke nach Linden; „nun muß mir mein Neffe noch darüber den Verstand verlieren — o unglückseliger Kauf!"

Troll der Jüngere beachtete diese melancholische Aeußerung aber nicht im Mindesten, sondern ging mit stiller Energie auf und ab, während er starr vor sich nieder sah.

„Er ist wirklich toll," flüsterte der alte Herr in tiefer Verzweiflung.

„Onkel," sagte jetzt Joseph, „Sie kennen ohne Zweifel den Vormund dieser jungen Dame. Haben Sie die Güte, mich sofort bei ihm einzuführen. Ich wünsche seine Bekanntschaft zu machen."

„Da haben wir's — jetzt entwickelt sich seine fixe Idee!" murmelte Herr Troll; „ich beschwöre Dich, lieber Joseph —"

„Ich beschwöre Sie, theuerster Onkel, führen Sie mich zu dem Vormund. Ich verspreche Ihnen dafür, Sie zu begleiten wohin Sie wollen, Alles zu arrangiren — ach! Dieser Kauf war der glücklichste Einfall Ihres Lebens; ich möchte Sie dafür küssen!“

Mit diesen Worten wollte er Herrn Troll umarmen. Dieser aber flüchtete mit einem ängstlichen Ausruf hinter Linden's Stuhl.

„Hahaha, Onkel, Sie fürchten sich vor mir!“ rief Joseph, „und auch Linden macht eine ganz einfältige Miene. Im Grunde kann ich's Euch nicht verdenken, wenn Ihr mich für toll haltet, aber beruhigt Euch — ich bin nicht gefährlich.“

Doch in diesem Augenblicke schien er selbst jene Versicherung widerlegen zu wollen; sein eben noch freudestrahlendes Gesicht erbleichte plötzlich und nahm den Ausdruck tiefer Besorgniß an. „Ich habe sie doch recht verstanden, Onkel?“ fragte er zögernd; „Sie sagten, die junge Dame lebe bei ihrem Vormund, — ist also noch unverheirathet?“

„Ja,“ versetzte Linden, dem diese Frage das Räthsel zu lösen schien, „darüber kann ich Dich vollständig beruhigen; ich kenne Fräulein von Reichenau so wie ihren Vormund.“

„Du? seit wann?“ fragte Joseph heftig.

„Seit Anfang dieses Winters; aber jetzt dürfte die Reihe des Fragens an uns sein.“

„Ja, ja, das mein ich auch,“ fügte Troll sen. bei; „Du hast mir einen tödtlichen Schrecken bereitet.“

„Verzeihung, Onkel,“ sagte Joseph, seinen Hut nehmend, „ich bin doch der am meisten Ueberraschte. Es giebt Geheimnisse, welche nur die Zeit aufklären kann; das gilt auch von dem gegenwärtigen. Ich muß jetzt fort, zu dem Vormund; geben Sie mir seine Adresse, ich beschwöre Sie.“

„Es thut mir leid,“ sagte Linden, „aber Du würdest einen vergeblichen Weg machen, das Fräulein ist diesen Morgen mit ihrem Vormunde, dem Freiherrn von Greifensee, abgereist.“

„Freund, ich verstehe Scherz, aber nicht in dieser Sache.“

„Was ich sage, ist auch mein völliger Ernst.“

„Und wohin sind sie?“ fragte Troll, seinen Hut zwischen den Händen zerknitternd.

„So viel ich weiß, nach dem Gute des Barons — Du kennst es ja, in der Gegend von Windheim.“

„Reichenau wird von dort nur einige Meilen entfernt sein!“ rief Troll lebhaft, zu seinem Onkel gewandt.

„Nur wenige Meilen," versetzte dieser.

„Wann reisen Sie, Onkel? zu der Uebergabe, mein' ich?"

„In den nächsten Tagen; wolltest Du mich begleiten?"

„Um jeden Preis! Mein Engagement bei der hiesigen Bühne ist noch nicht fest abgeschlossen; ich fordere Aufschub und bleibe bei Ihnen, bis Alles — mit dem Gute geordnet ist!"

„Der gute Junge!" rief Herr Troll gerührt; „nun bin ich ganz zufrieden; und es liegt eine gewisse — wie nennt man das doch? — eine gewisse Nemesis in der Sache: früher mußt' ich seine Thorheiten repariren; jetzt versöhnt er mich mit den meinigen. Und Du findest also in Ernst, daß der Ankauf kein so übler Gedanke war?"

„Ein erhabener, göttlicher Gedanke, voll Poesie."

„Ja, ich denke mir das Landleben recht poetisch, und ich denke auch, ich habe das Gut nicht zu theuer bezahlt; wenn ich Alles in Allem rechne" — Herr Troll zählte an den Fingern.

„Und wenn Sie jede Scholle mit Gold aufgewogen hätten! Der Fleck Erde ist unbezahlbar!"

„Du kennst es?"

„Freilich; vortrefflicher Boden —"

„Waizenboden?“

„Der beste auf Erden!“

„Du hast also auch ökonomische Kenntnisse, interessirst Dich für Landwirthschaft?“

„Warum nicht? Wenn man vier Jahre lang die Welt durchlaufen hat, interessirt man sich für Alles. Wenn Sie das Gut verpachten wollen —“

„Nein, nachdem ich das weiß, denk' ich anders darüber: ich will ein Majorat daraus machen, zu Deinen Gunsten; aber Du mußt mir versprechen, Dich dafür zu interessiren, mich zu unterstützen. Das könnte ein herrliches Leben werden. Ich habe nur ein Bedenken dabei — ich sehe Dich dann nicht mehr spielen.“

„Doch, Onkel! Das läßt sich Alles vereinigen. Den Winter leben Sie bei uns in der Residenz und sehen mich spielen, und im Sommer besuchen wir Sie in Reichenau.“

„Bei uns? wir?“ fragte Herr Troll lächelnd.

„Ich rechnete Linden mit,“ versetzte Joseph etwas verlegen.

„Nein, mein Lieber,“ sagte Herr Troll mit dem Zeigefinger drohend, „Du dachtest eben nicht an Herrn Linden, der mir übrigens selbstverständlich jederzeit in Reichenau ein willkommener Gast sein

wird. Dein alter Onkel ist nicht so blind, als Du Dir einbildest; er kann auch im Nothfall ein wenig Comödie spielen; doch er ist großmüthig und will nicht weiter in Dein halbverrathenes Geheimniß dringen, bis Du selbst für gut finden wirst, es ihm zu vertrauen."

Joseph sah den alten Herrn halb beschämt, halb liebevoll an, dann umarmte er ihn schweigend und trat einige Augenblicke an's Fenster, um seine Bewegung zu verbergen. Jener aber nickte mit stiller Befriedigung Linden zu und nahm eine feierliche Prise.

„Jetzt muß ich nach dem Theater," sagte Joseph, wieder zu ihnen tretend, und versuchte seinen zerknitterten Hut in eine erträgliche Form zu drücken; „wo treffen wir uns nach der Vorstellung?"

Der Ort der Zusammenkunft wurde verabredet. Joseph winkte seinem Freunde, ihn zu begleiten. Herr Troll wollte ihn zurückhalten, um mit ihm später nach dem Schauspielhause zu gehen.

„Ich erlaube mir, Sie dort zu treffen," sagte Linden schnell, „vorerst muß ich noch einmal nach meiner Wohnung."

Die beiden Freunde gingen eine Weile schweigend neben einander; endlich fragte Troll in gleichgültigem Tone über Ewald's Bekanntschaft mit dem Baron

und über dessen Familie, ohne des Fräuleins von Reichenau dabei zu erwähnen. Linden beantwortete seine Fragen in derselben Weise.

„Du hast an jenem Abend nichts von dem Umgange erwähnt?“ fragte Joseph etwas mißtrauisch.

„Nein, weil er Dich meines Wissens nicht interessiren konnte.“

Joseph schwieg wieder eine Weile; sie näherten sich dem Schauspielhause. Da blieb er plötzlich stehen. „Linden,“ sagte er, dessen Hand ergreifend, „wie wurde Fräulein von Reichenau in jenem Hause behandelt?“

„Von dem Baron wie eine Tochter, von Frau von Nörn wie ein Gast, von Fräulein von Nörn wie eine Freundin.“

„Ich danke Dir, Linden.“

Sie gingen weiter. „So,“ sagte Troll, als sie vor dem Theater standen, „nun muß ich drei Stunden eine lustige Figur machen, — und bin doch gar nicht sonderlich lustig aufgelegt. Sage mir noch eins, Linden, wie — wie denkst Du von dem Fräulein? — Ich meine nicht, ob Du sie schön findest — aber z. B. ist sie eine Coquette?“

„Nein, Joseph,“ versetzte Linden warm, „quäle

Dich nicht: sie ist, soweit ich sie kenne, eine durch und durch edle, unverfälschte Natur."

„Wirklich? Aber — dann hat sie wohl viele Anbeter?"

„Keinen, der Dir gefährlich werden könnte."

„Du bist toll — aber ich danke Dir. Auf Wiedersehn nach der Faxe!"

XXVIII.

An einem schönen Frühlingsmorgen langte Linden in seinem heimathlichen Dörfchen an; die Reise hatte ihn erfrischt, und hier lächelte ihm Alles ein freundliches Willkommen zu, der alte epheuumsponnene Kirchthurm, den er schon von fern her erblickte, die kleinen weißen Häuser, welche neugierig hinter den Hecken hervorlugten, die in Blüthenschnee prangenden Obstbäume, doch mehr als Alles die bekannten Menschengesichter, welche ihm am Wege und aus den Fenstern froh überrascht zunickten. Die alte Susanne, seines Vaters Haushälterin, war aber bei seinem Eintritt schier erschrocken und machte ihm Vorwürfe, daß er so ungemeldet „wie eine Bombe ins Haus falle“ und nicht wie sonst seine Ankunft geschrieben habe, indem sie gewohnt war, seine Besuche in der Heimath immer mit großen kochkünstlerischen Leistungen und Bäckereien zu feiern, und sich nun ganz ungerüstet überfallen sah. So folgte

denn bei ihr die Freude erst auf den Schreck und das Willkommen erst nach den Vorwürfen; am liebsten hätte sie ihn noch auf vierundzwanzig Stunden wieder fortgeschickt, um wenigstens die „nöthigsten Vorbereitungen" zu machen — ihre gewohnten Verproviantirungen, welche mehr auf das Einrücken einer Mannschaft Soldaten, als eines einzelnen Haussohnes berechnet zu sein pflegten, und von denen nach seiner Abreise der Haushalt noch lange bestritten wurde. Waren diese Besuche für die gute Susanne doch auch die einzige Gelegenheit, ihre Berufstalente in vollem Glanze spielen zu lassen, da der Pastor in dieser Hinsicht sehr gleichgültig und wie sie sich ausdrückte „ein undankbares Publicum" war, auch in Ewald's Abwesenheit auf strenge Sparsamkeit hielt. Daher jetzt ihre gerechte Entrüstung, in welcher sie selbst das Präsent aus der Residenz, welches er ihr in einem festverschnürten Packet überreichte, nur schmollend nahm; als sich aber aus denselben ein großes, buntes Umschlagetuch entwickelte, welches ihre kühnsten Erwartungen übertraf,

obstupuit steteruntque comae, vox faucibus haesit.

Ewald aber hatte diesen Moment nicht abgewartet, sondern sich nach der „Bibliothek" begeben, wo er seinen Vater zu finden hoffte und fand.

Das mit diesem stolzen Titel wohlgefällig vom Pastor beehrte Zimmer war das größte im Pfarrhause und lag im Erdgeschoß nach dem Garten hinaus. Die Wände desselben waren überall bis an die Decke mit Büchern tapezirt, welche auf langen Regalen in steifer Ordnung prangten, alle in demselben Einband, wie ein wohluniformirtes Regiment; selbst wenn er in Auctionen, und da waren sie sämmtlich gekauft, glänzend gebundene Exemplare erstand, mußten sie sich vom Buchbinder ohne Gnade die grüne Livree mit rothem Brustschild anlegen lassen, bevor er sie in seine Armee einreihte. Die einzige Unterbrechung dieser Wandbekleidung bildete ein weibliches Portrait, welches zwischen den Büchern fest eingerahmt war; diesem Bilde gegenüber stand in der Mitte des Zimmers der Schreibtisch des Pastors, an welchem er in einem schwarzledernen Sessel von ehrwürdigem Ansehen den größten Theil seines Lebens zubrachte, abwechselnd lesend, schreibend und das Bild ansehend.

Der Pastor war so glücklich, in seinem Berufe zugleich sein Steckenpferd zu besitzen. Er hatte eine wahre Leidenschaft, Predigten zu machen; und jede seiner Predigten war ein kleines Kunstwerk. Dieselben waren anziehend durch einen Reichthum von glücklich

gewählten Citaten, feinen psychologischen Bemerkungen, Anecdoten und humoristischen Zügen; sie waren meistens sehr umfangreich, wurden dafür aber auch nur etwa zur Hälfte auf der Kanzel vorgetragen. Um nämlich einerseits seiner schöpferischen Lust keinen quälenden Zügel anzulegen und doch anderseits der Fassungskraft seiner Zuhörer nichts Unbilliges zuzumuthen, richtete er mit großer Feinheit seine Reden so ein, daß der Kern und wesentliche Inhalt derselben mit populairer Klarheit abgefaßt wurde, wo sich aber seine Laune in gelehrten Anspielungen erging, oder in Nüancen, die für seine Pfarrkinder zu fein waren, oder in Einfällen, die für die Kanzel zu humoristisch schienen, da nahm er eine andere Feder und schrieb die betreffenden Stellen mit rother Tinte, während der für den Vortrag bestimmte Text mit schwarzer geschrieben war. Während nun der schwarze Theil seiner Predigten die schlichte Landgemeinde ansprach, bildete und erbaute, würden die rothen Parthieen darin selbst dem verwöhnten Gaumen eines literarischen Gourmands edler Art nicht selten gemundet haben. Jeder Jahrgang wurde eingebunden und in den oberen Reihen der Bibliothek aufgestellt, wo diese Bände bestäubt und unberührt standen; denn der Pastor liebte seine Predigten nur, so lange

er sie machte und memorirte; von da ab vermehrten sie nur seine Bibliothek, doch schmunzelte er zuweilen in dem Gedanken, daß sie vielleicht nach seinem Tode noch einen dankbaren Leser finden würden.

Als Ewald leise in diesen geheiligten Raum trat, hatte der Pastor gerade die rothe Feder angesetzt, um einen satirischen Ausfall auf die eifrigen Restaurationsversuche der modernen Orthodoxie zu Gunsten Seiner Majestät des Teufels zu machen. Ewald war hinter den Sessel geschlichen, sah über des Schreibenden Schulter auf das Blatt, und da er die unerschütterliche Seelenruhe seines Vaters kannte, bedeckte er dessen Gesicht schnell mit den Händen und rief: „Wer den Teufel verspottet, den hat er beim Schopfe!“

„Ein solcher Teufel ist immer willkommen,“ versetzte der Pastor freudig überrascht, indem er Ewald's Hände ergriff und sich umwandte. Sie begrüßten sich herzlich, aber ohne Umarmung; der Pastor haßte unter dem Ausdruck „Scenen“ alle lebhafteren Gefühlsäußerungen, fühlte dabei aber desto tiefer.

„Guten Tag, Junge!“ sagte er ruhig, „schön, daß Du da bist! Aber Dein Aussehen gefällt mir nicht, schmeckt zu sehr nach der großen Stadt — schlechter Aufenthalt für junge Leute! — Doch das

wird nun hoffentlich ein Ende nehmen. Examen glücklich bestanden?“

„Ja, Vater!“

„Nun, das mag auch einen Theil der Schuld tragen, daß Du so blaß und durchsichtig geworden; — Hat man Dir denn nun auch eine Anstellung gegeben?“

„Noch nicht; aber ich habe die besten Aussichten darauf.“

„Immer Aussichten! Das ist heutzutage das Futter, mit welchem man alle Welt abspeiset. Auf was Alles giebt man uns nicht Aussichten? Wir sind nur immer noch nicht reif genug in den Augen unserer Beglücker, und so — doch nichts von Politik! — Mir ist's schon recht, daß der Staat Dich mir noch etwas überläßt; wollen Dich hier schon wieder zusammenflicken. Mutter Susanne wird Dein leibliches Wohl besorgen, das der Aufhülfe sehr bedarf; und ich werde Dir zur Seelenstärkung dann und wann eine Predigt vorlesen, aber Du darfst dabei schlafen.“

Der Pastor war eine kräftige Gestalt von mittlerer Größe; seine scharf markirte Physiognomie drückte Intelligenz und Herzensgüte aus. Doch lag ein feiner, schalkhafter Zug darin, und wenn sich das braune Auge ironisch zusammenzog, die kleinen

Falten der Mundwinkel zu spielen begannen, spitzte man begierig das Ohr und lächelte im Voraus. Pedanten und Heuchler fühlten ein instinctives Grauen, wenn er sie fixirte. Seine Collegen fürchteten seinen Witz und beneideten seine Beredtsamkeit, deren Ruf sich weithin verbreitet hatte. Oefters waren ihm städtische Pfarren angeboten, aber er liebte die Landluft und seine Gemeinde und scheute überhaupt jede Veränderung; schon wegen seiner Bibliothek hätte ihm ein Umzug Sorge gemacht. Sein Lieblingsspruch war jener salomonische: Besser eine Hand voll mit Ruhe, denn beide Fäuste voll mit Mühe und Jammer. — Liebte er aber seine Gemeinde mit einer patriarchalischen Zuneigung, so verehrte ihn diese aus verschiedenen Ursachen; zunächst weil er keine Landwirthschaft trieb und die Pfarrländerei billig verpachtete; sodann weil er Tanz und harmlose Vergnügen nicht verfolgte, auch gelegentliche Attentate der Dorfjugend auf seine Obstbäume mild ignorirte, überhaupt über Kleinigkeiten nicht eiferte; endlich aber auch, weil er der älteren freisinnigen Religionsansicht treu blieb und seinen Pfarrkindern nicht zumuthete, das Christenthum, in welchem sie aufgewachsen, gegen die neubeliebte Glaubensmode zu vertauschen. Er hatte darüber freilich mancherlei

consistoriale Anfechtungen zu bestehen, über die er sich jedoch mit einem Blick in Lessing's „Anti-Götze" lächelnd tröstete.

Ewald's Besuche im Pfarrhause waren immer ein Fest für den Pastor; er ließ sich dann den vermehrten Luxus des Haushalts mit einigen satirischen Plänkeleien gegen die alte Susanne gefallen, holte selbst seine besten Flaschen mit halbvermoderten Etiquetten aus dem kühlen Kellergrunde, erging sich in seiner humoristischen Laune und erschien sogar zuweilen mit dem stattlichen Sohne im Wirthshause zur Rührung der dieses seltene Ereigniß anstaunenden Bauern.

Diesmal jedoch wollte — trotz der fröhlichen Begrüßung — die alte Heiterkeit sich nicht einfinden; Vater und Sohn waren ernster als sonst; wenn Ewald von der großen Stadt, dem glänzenden Treiben darin, den öffentlichen Vorfällen erzählte, hörte der Pastor, in Gedanken vertieft, oft kaum, was Jener sagte; nur als er gelegentlich seiner Bekanntschaft mit dem alten Baron erwähnte, blickte der Pastor lebhaft auf und fragte viel über den Character, die Lebensweise und Familienverhältnisse desselben; als Ewald seine Fragen beantwortet hatte, wurde er

noch stiller als zuvor und sah gedankenvoll vor sich nieder.

Etwa eine Woche nach seiner Ankunft erhielt Ewald ein großes, mit dem Staatssiegel versehenes Schreiben aus der Hauptstadt, in welchem er seine Ernennung zum Assessor am Kreisgericht zu Windheim nebst der Anweisung fand, sich binnen acht Tagen daselbst einzustellen. Er fühlte sich eigenthümlich erregt von der seltsamen Fügung, welche ihn so unerwartet wieder in jene Gegend warf und in die Nähe vou Personen zu führen drohte, die zu meiden er sich gelobt hatte. Er zürnte sich selbst wegen der heiß aufwallenden Freude, mit welcher er im ersten Moment die betreffende Stelle des Diploms wieder und wieder las; und der rebellischen Regung, wie dem Schicksal zum Trotz erneuerte er im Herzen jenes Gelübde. Der Pastor beglückwünschte ihn zu der langersehnten Anstellung; aber er zeigte dabei eine so wenig freudige Miene, eine so eigene Befangenheit, daß ihm der Glückwunsch kaum vom Herzen zu kommen schien. Er war an diesem Tage einsylbiger als je und schloß sich nach Tische mehrere Stunden lang in der Bibliothek ein, während Ewald im Garten umherging.

Die alte Susanne schüttelte bedenklich ihr schweres

haupt über diese Symptome; verschiedene Anspielungen gegen Ewald über sein verändertes Wesen waren hartnäckig überhört; ihre Seufzer, wenn sie den Tisch abräumte und die Schüsseln kaum halb geleert fand, waren nicht beachtet. Daß „etwas Besonderes“ passirt sein müsse, stand bei ihr fest; daß sie als „langjähriger, treugedienter Domestike“, wie sie sich gern zu bezeichnen pflegte, einen Anspruch hatte, in das Geheimniß eingeweiht zu werden, daß ihr Rath von unendlichem Nutzen sein könne, schien ihr unzweifelhaft. Ueber den Grund der Mißstimmung zwischen Vater und Sohn hatte sie verschiedene Hypothesen, die aber sämmtlich darauf hinausliefen, daß der „junge Herr etwas angerichtet haben müsse“; ob dieses Etwas in Schulden, oder in einer Liebschaft bestünde, oder ob er sich etwa gar duellirt und „einen todtgemacht habe“, wagte sie noch nicht zu entscheiden, jedenfalls bestätigte das große mit dem Staatssiegel versehene Schreiben ihre schlimmsten Besorgnisse und steigerte ihre Neugier zu einer krankhaften Höhe. In dieser Stimmung sah sie durch das Küchenfenster den unglücklichen jungen Mann, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten im Garten auf und nieder gehen; sie glaubte in seiner Miene eine gewisse Verzweiflung zu bemerken, be-

sonders als er sich einmal mit dem Taschentuch heftig über die Stirn fuhr.

„Haha,“ dachte sie, „jetzt weiß er nicht mehr ein noch aus. Das mag eine schöne Geschichte sein. Darum kam er auch so Knall und Fall, ohne zu schreiben, hier an; dacht' ich doch gleich, daß was dahinter steckte!“

Die Gelegenheit schien günstig. Sie nahm einen Eimer, welcher noch halb voll Wasser war, und ging mit einer Unbefangenheit, die ihr selbst als ein Meisterstück von Verstellung erschien, in den Garten nach dem in der Mitte desselben befindlichen Brunnen, in dessen Nähe Ewald auf und ab spazierte.

„Sie haben gewiß die Nacht schlecht geschlafen, junger Herr?“ fragte sie mit mitleidigem Tone, während sie den Eimer an den Brunnen hängte.

„Weshalb soll ich schlecht geschlafen haben?“ fragte Ewald verwundert.

„Weil Sie so angegriffen aussehen.“

„So?“

„Nun freilich. Das kommt von schlaflosen Nächten, glauben Sie es mir.“

„Ach ja, das kann wohl sein.“

„Ja, ja, es ist ein wahr Wort: Ein gut Gewissen ist das beste Ruhekissen. Und — wer das

nicht hat, hat auch keine Ruhe nicht bei Tag und Nacht."

„Sprechen Sie aus Erfahrung?"

„Ich? Nun wie man es nehmen will. Wir sind allzumal Sünder, sagt der Apostel. Aber seit vielen Jahren wüßt' ich nicht mehr, daß mich meine Sünden im Schlafen gestört hätten. Ich dachte nicht an meine Wenigkeit dabei, sondern an ganz jemand anders."

Sie sah ihn bei den letzten Worten mit jenem ermunternden Blick an, mit welchen Richter ihre Inquisiten zu einem freimüthigen Geständniß auffordern. Er aber zuckte die Achseln und setzte seine Promenade fort. Als er aber wieder am Brunnen vorbeikam, war Susanne noch immer beschäftigt, ihren Eimer zu füllen.

„In der Residenz," sagte sie bedeutsam, „ist wohl ein theures Pflaster?"

„O ja, besonders in den neuen Stadttheilen," versetzte Ewald und ging vorüber.

„Du entgehst mir nicht!" dachte sie und goß den Eimer, den sie schon zweimal gefüllt hatte, wieder aus, um ihn zum dritten Mal an den Brunnen zu hängen. Aber in ihrem Eifer hatte sie nicht bemerkt, daß der Pastor diese seltsame Operation aus dem

Fenster der Bibliothek mit Interesse beobachtete. Er stieß jetzt ungeduldig das Fenster auf und war im Begriff, durch eine Abhandlung über das Faß der Danaiden ihre mythologischen Kenntnisse zu bereichern, als sie ihn erblickte, mit beschämter Hast ihr Geschäft beendigte und seufzend nach der Küche trabte. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben,“ dachte sie; „aber schrecklich ist es, wie die heutige Jugend sich zu verstellen weiß.“

Sie setzte auch ihre Beobachtungen eifrig fort und erlangte noch an demselben Abend ein wichtiges Resultat: sie hörte, daß beim Abendessen der Pastor mit Ewald über des Letzteren Abreise nach Windheim sprach, welche auf den zweitfolgenden Tag festgesetzt wurde.

„Sollte er auch dort noch Schulden haben?“ dachte sie erschrocken, indem diese Hypothese immer mehr die Oberhand gewann und zur fixen Idee bei ihr wurde.

Sie blieb gegen ihre Gewohnheit nach Beendigung ihrer Geschäfte in der Küche, um einen neuen Angriff zu wagen, wenn Ewald nach seinem Schlafzimmer ginge; sie wollte ihm dann von ungefähr begegnen und ihre Inquisition von Neuem beginnen. Doch sie hatte die beiderseitigen Streitkräfte nicht richtig

berechnet, und als Ewald gegen Mitternacht unangefochten sein Lager erreichte, war sie neben dem Heerde längst sanft entschlafen, um etwas später durch das Horn des Nachtwächters plötzlich aufgeschreckt zu werden und sich in tiefer Finsterniß zu finden, da das Lämpchen, bei dessen Schein sie sich in den Schlaf gestrickt, die Geduld verloren hatte und erloschen war.

Am andern Morgen erhob sie sich mit dem Entschlusse, das Versäumte nachzuholen. Da das Wetter warm war, tranken die Herren den Kaffee in der Gartenlaube. „Jetzt, oder nie!" dachte Susanne. Jene Laube lag nämlich an der Mauer eines Stalles, welcher zum Pfarrhause gehörte; von dem Boden dieses Stalles sah eine Luke gerade auf das Blätterdach der Laube. Obgleich keine Jesuitin, meinte Susanne doch, daß, wer den Zweck wolle, mit den Mitteln nicht wählerisch sein dürfe. Sie schlich auf den Boden und postirte sich an die gedachte Luke. Das Gespräch, welches sie belauschte, war nicht ohne Interesse.

„Nun ja, mein Sohn," hörte sie den Pastor sagen, „ich will es Dir nicht verhehlen, daß mir etwas auf dem Herzen liegt; es drückt mich diese

ganze Zeit schon — und es betrifft dich selbst — das hast Du wohl nicht erwartet?"

„Nein, Vater," rief Ewald überrascht.

„Mein Sohn," fuhr der Pastor fort, „es giebt ein Geheimniß zwischen uns; ich wünschte Dich und mich so lange als möglich mit dieser Aufklärung zu verschonen; bisjetzt verband mich sogar ein heiliges Gelübde dazu. Aber Du bist nun zum Manne gereift, und ich darf nicht länger schweigen. Du mußt Deine Angelegenheiten kennen lernen, um selbst über Dich zu entscheiden. Von dem Tage Deiner Ankunft an war ich zu dieser Mittheilung entschlossen; ich verschob sie von einer Stunde zur andern, weil — ich gestehe es — mir selten die Erfüllung einer Pflicht so schwer wurde."

„O mein Vater," rief Ewald, die Hand des Pastors ergreifend; „wenn diese Mittheilung nur meinetwegen geschehen soll, wenn sie Dir selbst schmerzlich ist, ich schwöre Dir, daß ich gern darauf verzichte. Ist, wie Du andeutest, eine Entscheidung nöthig, die meine Angelegenheiten betrifft, o so entscheide für mich, ganz nach Deinem Willen — Du wolltest ja stets das Beste für mich!"

„Ja, mein Sohn, dieses Zeugniß nehm' ich an; ich mag geirrt haben, aber ich wollte Dein Glück,

und es wird das Gebet meiner Seele sein bis zu meinem letzten Athemzuge. Aber — es giebt Verhältnisse, in denen es Frevel wäre, auch mit den reinsten Absichten, für Andere zu entscheiden; und die Frage, um die es sich hier handelt, betrifft außer Dir noch andere Personen. Endlich aber drängt mich eine wunderbare Fügung Gottes, die Wahrheit nicht länger zurückzuhalten. Ich muß meine Seele frei davon haben, und — sollte ich auch noch so viel dabei verlieren."

Er sprach die letzten Worte mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes; Ewald warf sich bewegt an seine Brust.

„Vielleicht zum letzten Male —" murmelte der Pastor mit erstickter Stimme; „doch, es sei!"

In diesem Augenblicke hörte Jungfer Susanne unten im Hause ein heftiges Rufen und Thürschlagen. Mit grimmiger Eile lief sie hinunter, um den Urheber der unwillkommenen Störung zu vertreiben.

„Zum Henker!" rief ihr die Stimme desselben entgegen, „ist denn hier Alles offen und Keiner zu Hause?"

Der Störenfried war ein Bauer, welcher dem Pastor eine Bestellung vom Förster über eine Holzlieferung zu machen hatte.

„Der Herr Pastor sind nicht zu Hause“ rief Susanne entschlossen; „sagt mir was ich ihm bestellen soll, aber schnell, wenn ich bitten darf!“

Der Bauer kehrte sich nicht an die letzte Ermahnung, sondern richtete seinen Auftrag mit der den Landleuten gewöhnlichen Breite und Gründlichkeit aus, wobei Susanne alle Symptome einer wachsenden Verzweiflung zeigte. Als der Bauer aber gar noch mit besorgter Miene nach ihrem Befinden fragte, schob sie ihn unter energischen Versicherungen ihres vollkommenen Wohlseins zur Hausthür hinaus, welche sie zu Vermeidung fernerer Störungen hinter ihm verriegelte.

„So, wer nun kommt, mag warten!“ Mit dieser Erklärung lief sie nach ihrer Warte zurück. Der Pastor war zu ihrem Schrecken bereits mitten im Erzählen begriffen.

„Der Pariser Friede war geschlossen; die Truppen bezogen ihre Winterquartiere; wir nahmen Beide unsern Abschied und kehrten nach Göttingen zurück. Die auf dem Schlachtfelde geschlossene Freundschaft wurde in dem friedlichen Asyl der Musenstadt nur noch inniger; wir studirten zusammen unsern geliebten Plutarch, suchten das geheimnißvolle Dunkel des Plato zu durchdringen und quälten uns der

damaligen Mode gemäß mit der Kantischen Philosophie; meine Theologie wurde dabei etwas vernachlässigt. So verschieden unsere äußeren Verhältnisse waren, so wenig achteten wir darauf. Heinrich von Greifensee neigte von Natur zu einer idealen Weltanschauung; sein Erzieher, ein bedeutender Hellenist, hatte ihn darin bestärkt. Er belächelte unsere germanischen Standesbegriffe, achtete keinen andern Adel als den der Gesinnung, hielt Reichthum eher für ein Uebel, als für einen Vorzug, weil man dadurch zur Trägheit verleitet werde; in seiner Lebensweise beobachtete er eine spartanische Einfachheit, konnte aber doch auch wieder, wenn ihn die Gelegenheit reizte, übermüthig verschwenden; doch entsprangen seine Verschwendungen meist aus einer großmüthigen Laune; unwürdige Schmarotzer hatten leichtes Spiel, seine Mittel für sich auszubeuten; er verachtete sie, gab aber mit vollen Händen. So war er trotz seiner geringen Bedürfnisse fast immer in Geldverlegenheit."

„Ich verkehrte dort viel im Hause eines Organisten, an welchen mich mein Vater, der wie Du weißt, Cantor in Bremen war, empfohlen hatte. Die Familie bestand aus drei Personeu, dem Organisten,

welcher ein leidenschaftlicher Musikus war, seiner einzigen Tochter, Clara —"

„Meine Mutter?" rief Ewald.

„Und einer ältlichen Tante," fuhr der Pastor fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „welche die Stelle der frühverstorbenen Hausfrau vertrat. Ich war damals sehr musikalisch, studirte mit dem Organisten den Generalbaß und die Bach'schen Fugen und glaubte lange, daß diese Studien den Magnet bildeten, der mich fast täglich in jenes Haus zog. Anfangs war es auch wohl so — bald aber war es ein anderer Reiz, der mich dort fesselte. Ich will Deine Mutter, wie sie damals war, nicht schildern; es würde mir auch nie gelingen; ich kann sie auch nicht mit anderen vergleichen; ich weiß nicht, ob sie schön war, aber das weiß ich: ich habe nie ein Weib geliebt außer ihr."

Der Pastor starrte, von der Erinnerung überwältigt, einige Secunden vor sich nieder; sein Gesicht war leichenblaß. Endlich fuhr er mit gepreßter Stimme fort:

„Aber eben so wahr ist es auch, daß sie mich nie anders geliebt hat, als wie man einen Freund, einen Bruder liebt. Ich verstand das damals nicht; ihre unbefangene Freundlichkeit gab mir die kurze

glückliche Täuschung meines Lebens, die aber — die Quelle langer Qual werden sollte. Es ist eine Schwäche, aber es ist so: wenn wir ein seltenes, nie gehofftes Glück gefunden zu haben wähnen, läßt es uns keine Ruhe; wir müssen es aussprechen; Andere sollen uns gewissermaßen den Werth unseres Besitzes bestätigen. Ich führte Greifensee in jenes Haus. Als ich ihn am Abend des ersten Besuchs auf dem Heimwege mit gezwungener Unbefangenheit über Clara fragte, hatte er allerlei an ihr zu tadeln; sie sei eine beschränkte Natur, meinte er, schön, aber unbedeutend. Ich war verstimmt; machte ihm Vorwürfe über sein vorschnelles Urtheil, er solle sie zur Strafe genauer kennen, um sein Unrecht einzusehen. Ja, zur Strafe — aber zu wessen Strafe? — Seine Besuche wurden häufiger; ich brauchte ihn nicht mehr darum zu bitten. Clara war stiller in seiner Gegenwart, als wenn ich allein da war; ich quälte mich in meiner kindischen Eitelkeit, sie zu ermuntern, in unser Gespräch zu verwickeln, daß sie die ganze innere Schönheit ihres Wesens offenbaren und den voreiligen Tadler beschämen möchte. Eines Abends, als wir ziemlich spät im Mondenschein heimgingen, war Heinrich ungewöhnlich schweigsam, er hörte kaum, was ich sagte, antwortete zerstreut, mechanisch. Als

wir uns vor meiner Wohnung trennten, umarmte er mich plötzlich und flüsterte in tiefer Bewegung: Linden, ich wollte, Du hättest mich nie in jenes Haus geführt! Dann ging er eilig fort."

„Ich stand noch lange auf derselben Stelle; es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich wurde in jener Nacht sehr hellsehend und — sehr unglücklich."

„Greifensee ging nicht mehr in das Haus des Organisten; ich ging seltener; ich sah, daß ihn Clara vermißte, sie schwieg, aber sie litt. Mein armer Freund erwähnte ihrer nie gegen mich; aber sein blasses Antlitz, sein überwachtes Auge, die dumpfe Apathie seines Wesens bestätigten das verzweifelte Geständniß jener Nacht. Ich sah, wie sich zwei edle Herzen in stummer Qual verzehrten — um meinetwillen. Und wen konnt' ich anklagen, als mich? — Ich trug es nicht länger; ich brach selbst das Schweigen, öffnete Heinrich mein ganzes Herz und forderte auch von ihm die volle Wahrheit. Ich überzeugte mich, daß er von der reinsten Liebe beseelt war, daß er sein ganzes Lebensglück in die Vereinigung mit ihr setzte, alle äußern Rücksichten und Hindernisse für nichts achtete, und daß ihn nur der Gedanke zurückgehalten habe, durch das Geständniß

seiner Gefühle einen Verrath an der Freundschaft zu begehen. Ich zeigte ihm, daß diese Entsagung ein Verrath an der Liebe sei, und daß die Freundschaft nichts bei dem Opfer gewinne; ich klagte meine eigene Täuschung an und versicherte ihm feierlich, daß ich für mich jeder Hoffnung entsagt hätte. Und so war es; ich sah, daß ich nicht glücklich werden konnte; an mir war es, zu entsagen; und mein einziger Trost blieb, die beiden Menschen, welche ich auf der Welt am meisten liebte, im Genusse der Seligkeit zu wissen, die mir nun einmal nicht beschieden war."

„Ach, und sie wurden glücklich; und dieses Glück war all der Stürme und Kämpfe werth, durch die es Greifensee dem Schicksal abringen mußte. Sein Vater — Du kennst ihn — war ein stolzer, eiserner Charakter, ein wohlmeinender Tyrann, gewohnt, in seiner Umgebung Alles zu beherrschen, dabei gerade so starr und unbeugsam in seinen conventionellen Dogmen, als der Sohn in seinen philosophischen. Da war auch keine Mutter, die vielleicht schonend hingehalten, liebevoll vermittelt hätte; sie war frühzeitig abgerufen von dem Irrsal dieser Erde. Der Baron hatte die Absicht, seinen Sohn zu vermählen, nach weltklugen Rücksichten in seiner monarchischen

Weise bereits eine Wahl für ihn getroffen. Um so schrecklicher war die gegenseitige Ueberraschung; um so starrer traten sich die in ihrem Stolz verletzten Gemüther gegenüber. Genug! es erfolgte ein vollständiger Bruch. Heinrich entsagte seinen Ansprüchen an das Majorat und seinem Antheil an dem väterlichen Vermögen, verpflichtete sich auszuwandern und einen andern Namen anzunehmen; für diese Zugeständnisse gab der Baron seine Einwilligung in die nach seinen Begriffen eines Greifensee unwürdige Ehe; durch diesen lieblosen Pact wurde wenigstens der öffentliche Scandal eines Processes zwischen Vater und Sohn vermieden. Der Verlust jener äußeren Güter galt meinem Freunde wenig; das mäßige Erbtheil seiner Mutter schien ihm mehr als hinreichend, um jenseit des Oceans einen häuslichen Herd zu gründen; nur den Segen des Vaters hätte er gern mit hinübergenommen."

„Die Vermählung erfolgte in tiefer Stille; ich sollte Zeuge dabei sein; aber eine plötzliche Krankheit meines Vaters rief mich nach Hause; es war seine letzte. Heinrich reiste über Holland; als ich wieder nach Windheim kam, waren sie längst auf der See. Ich war sehr verändert, ich kam mir vor wie ein Uhrwerk, das einen Tag wie den andern seinen

mechanischen Umlauf vollzieht, ohne etwas dabei zu empfinden. Ich lernte damals unglaublich schnell und leicht, was ich noch zu meinem Examen bedurfte. Ich verließ dann die Universität, wurde in meiner Vaterstadt Candidat und unterrichtete an verschiedenen Schulen. Man lobte dort allgemein mein „gesetztes Wesen," meinen „tadellosen Wandel"; als wenn ein Mechanismus Leidenschaften haben könnte! — Und doch, ich empfand etwas der Art: ich erwartete mit fieberhafter Ungeduld Nachrichten aus Amerika; aber von dieser Krankheit wußte Niemand. Endlich kam der ersehnte Brief: Greifensee oder mit seinem neuen Namen Linden — er hatte in einer poetischen Laune der Freundschaft den meinigen angenommen — hatte sich im Staate Pennsylvanien eine bescheidene Farm gekauft und fand trotz mancher äußeren Mißstände in seiner Häuslichkeit seine poetischen Träume verwirklicht. In einem späteren Briefe meldete er mir die Geburt — eines Sohnes, klagte aber zugleich über sein Befinden, auf welches das dortige Klima nachtheilig zu wirken schien. Dann folgte ein längeres Schweigen; verschiedene Briefe meinerseits blieben unbeantwortet."

„Inzwischen begannen in unserm Vaterlande auf Anlaß der Ermordung Kotzebue's durch einen Wahn-

sinnigen die Verfolgungen gegen die Burschenschaft, welche sich auch auf frühere Mitglieder jener Verbindung erstreckten. Ich fürchtete diese Gefahr nicht; aber sie gab mir für mich selbst gewissermaßen einen Vorwand: ich folgte äußerlich dem Rathe ängstlicher Freunde, in Wahrheit aber dem Zuge meines Herzens — der Mechanismus belebte sich, wurde wieder zum Menschen — ich floh hinüber nach der neuen Welt."

Eine Pause entstand; Vater und Sohn saßen sich schweigend gegenüber, wie von einem Zauber gefesselt. Endlich erhob sich der Erstere. „Es ist mir hier zu dumpf," sagte er tief aufathmend, „komm mit hinaus ins Freie; im Gehen redet sich's besser."

Sie gingen durch den Garten und aus der hinteren Thür desselben ins Feld. Susanne starrte ihnen mit der Miene eines Hungrigen nach, dem man im besten Essen plötzlich den Teller wegreißt. Sie eilte hinunter, lief bis an die äußerste Grenze des Gartens und verfolgte, über den Zaun gelehnt, mit grimmigen Blicken die Dahinwandelnden, bis sie im nahen Eichenwalde verschwanden.

Die folgenden Stunden vergingen der armen Susanne in der peinlichsten Aufregung; kein Wunder,

wenn auf dem später als sonst gedeckten Mittagstische die Gabeln fehlten und das Salzfaß irrthümlich mit Streusand gefüllt war. Die noch auf dem Herde brodelnde Suppe war dafür desto salziger. Der Pastor und Ewald kamen indessen erst lange nach Mittag zurück; Susanne gedachte sie mit verwunderten Ausrufen und Klagen über das durch die lange Verzögerung verdorbene Essen zu empfangen, aber das Wort stockte ihr auf den Lippen; es lag auf den Gesichtern der Heimkommenden etwas so Feierliches, eine so imponirende Ruhe, wie wenn — um Susannens Gedanken wörtlich wiederzugeben — „wie wenn Einer vom heiligen Abendmahl kömmt."

Sie verrichtete schweigsam und bescheiden ihren Dienst und wagte trotz der in ihr kochenden Neugierde nicht die leiseste Anspielung. Nach Tische zogen sich Vater und Sohn in die Bibliothek zurück, wo, wie Susanne durch das Schlüsselloch sah, der Pastor Ewald verschiedene Bündel alter Manuscripte und Briefe gab, in deren Inhalt sich dieser vertiefte, während der Pastor auf- und abging und nur selten mit ihm einige Worte wechselte. Später bei dem Nachtessen glaubte sie zu bemerken, daß die Beiden ungewöhnlich weich und liebevoll mit einander ver-

kehrten. Sie sah sie auch noch lange in dem vom Vollmond erleuchteten Garten Arm in Arm umherwandeln.

Am folgenden Morgen reiste Ewald ab, und der Pastor gab ihm bis zur nächsten Station das Geleit.

XXIX.

Es war gegen Abend an einem der ersten schwülen Junitage, als der ehrwürdige Wirth Zobel und der Schloßgärtner von Greifensee unter dem weitästigen Nußbaum im Hofe des Wirthshauses saßen und in Eintracht eine Flasche röthlichen Landweins leerten, wobei sie von Zeit zu Zeit feierlich gähnten und eine Bemerkung über Wetter, Ernteaussichten und Ortsneuigkeiten austauschten.

„Der gnädige Herr sehen merkwürdig wohl aus," sagte der Schloßgärtner.

„Es ist wunderbar," versetzte Zobel nach einer abgemessenen Pause, „wie sich der alte Herr conservirt."

„Es sind nun schon über fünfundzwanzig Jahre, daß der älteste Herr Sohn in die weite Welt gingen. Mich soll wundern, wer die große Herrschaft mal bekommen wird."

„Nun, ich meine, wer das Fräulein von Nörn heirathet.“

„Ja, vorher würde aber wohl die gnädige Frau erben.“

„Die ist ja wohl schon wieder auf Reisen?“

„Sie ist nach Belgien in ein Bad gereist; kann es nie lange an einem Fleck aushalten.“

„Und das Fräulein ist nicht mit?“

„Der Herr wollten es nicht.“

„Ob das Fräulein noch nicht an's Heirathen denkt?“

„Hm!“ murmelte der Gärtner mit geheimnißvoller Miene, indem er einen langen Zug aus seinem Glase that und bedächtig seine kurze Tabackspfeife ausklopfte.

„Wißt Ihr was darüber?“

„Man soll eigentlich noch nicht davon reden, indessen Euch kann ich wohl einen Wink geben. Der Jäger, welcher mit in der Residenz war, sagte mir im Vertrauen —“

Hier wurde der Gärtner jedoch zum großen Verdruß des Wirthes durch das Erscheinen eines Fremden unterbrochen, welcher in den Hof getreten war und gerade auf den Tisch zuging. Es war ein Mann von mittlerem Alter, eine lange, ausgedörrte Gestalt

mit eckigen Schultern und etwas vorgebogener Haltung. Sein sonnverbranntes Gesicht war von einem breitkrämpigen Strohhut beschattet; er trug einen Sommerrock und Beinkleider von Nanking, über der Schulter eine schwere Reisetasche und in der Hand ein spanisches Rohr mit metallenem Knopfe. Mit nachlässiger Haltung an den Tisch tretend fragte er mit fremdartigem Accent: „Wer ist der Wirth hier?"

Der würdige Zobel erhob sich und fragte, womit er dem Herrn dienen könne?

„Ich wünsche hier ein Paar Tage zu logiren," versetzte der Fremde.

Der Wirth winkte einer Magd und wies ihr ein Zimmer an, auf das sie den Gast führen solle. „Geben Sie mir die beste Stube im Hause," sagte dieser, indem er der Magd seine Reisetasche reichte.

„Oho!" murmelte Zobel, den Fremden neugierig beschauend, „meine Zimmer sind alle gut, und ich denke, Sie werden zufrieden sein."

Der Gast folgte der Magd in das Haus.

„Gewiß so ein Engländer," sagte Zobel, „die machen immer die größten Ansprüche und verzehren am wenigsten."

„Der Kerl möchte gern etwas vorstellen," versetzte der Gärtner, „aber glaubt mir, es ist nichts

dahinter. Der Knopf an seinem Stocke ist nicht von Gold, sondern von Tomback, und ich wette, der ganze Kerl ist von Tomback; Ihr werdet es sehen."

„Passagiere wollen halt alle mehr vorstellen, als sie sind; auf Reisen, meinen sie, wo sie nur ihr Geld verzehren, müssen sie mehr gelten als zu Hause; das sind wir Gastwirthe schon gewohnt."

Der Fremde kam jetzt zurück, und indem er sich an den Tisch setzte und noch einen Stuhl herbeirückte, um seine Beine darauf zu legen, sagte er: „Herr Wirth, Ihr Zimmer mag gut sein, aber das Bett ist zu klein; ich muß ein größeres haben."

„Das größte Bett in meinem Hause ist halt der Heuboden," versetzte Zobel lakonisch.

Der Fremde murmelte einige englische Flüche, stützte den Kopf auf den Ellbogen und begann mit einem Messer, welches er aus der Tasche zog, an dem Tische zu schneiden. Der Wirth protestirte energisch gegen diese Unterhaltung und rieth dem Fremden, ein anderes Obdach zu suchen.

„Das hätt' ich längst gethan, Mann," sagte dieser, sein Messer grimmig zusammenschlagend, „aber ich weiß so gut, als Ihr, daß hier weiter kein Wirthshaus ist. Ich habe Geschäfte auf dem castle drüben; wenn das nicht wäre, würd' ich den Teufel thun

und meine Zeit hier verlieren. Gebt mir eine Flasche Claret!“

„So ein Getränk führen wir hier nicht.“

„Dann gebt mir, was Ihr habt!“

„Etwa Johannisberger, die Flasche zu drei Gulden?“ fragte der Wirth mit Selbstbewußtsein.

„Meinetwegen! Nur her damit.“

Herr Zobel begann einige Hochachtung für seinen Gast zu empfinden und ging selbst die Flasche zu holen.

„Verdammt schlechte Wirthshäuser hier zu Lande!“ sagte der Fremde zu dem Gärtner.

„Habt Ihr in Eurem Lande bessere?“

„Das will ich meinen.“

„Dann hättet Ihr dort bleiben sollen; wem es nicht bei Andern gefällt, der muß zu Hause bleiben. Was seid Ihr denn für'n Landsmann, wenn man fragen darf?“

„Ich bin ein freier Amerikaner.“

Der Gärtner betrachtete den Fremden mit neugierigem Interesse; er kannte Amerika aus Cooper's Romanen, die er in Winterabenden gelesen, und dachte es sich als eine große Wildniß.

„Aus Amerika also?“ sagte der Gärtner; „und wo sind Sie denn dorten zu Hause?“

„Bald hier, bald dort; glaubt Ihr, Mann, daß wir drüben immer auf derselben Stelle hocken, wie die hier zu Lande? No, Sir! wir sind eine mobile Race, überall bei der Hand, wo sich Geld machen läßt — heute hier, morgen hundert Meilen weiter!“

Inzwischen kam Zobel mit einer bestäubten Flasche und einem grünen Glase zurück, welche er vor den Fremden auf den Tisch stellte. Dieser öffnete die Flasche selbst mit einem an seinem Messer befindlichen Korkzieher und schenkte sich ein. Er stürzte rasch mehrere Gläser hinunter, und seine Miene nahm einen freundlichern Ausdruck an.

„Eure Betten sind schlecht,“ sagte er dann, „aber Euer Wein ist gut. Ich liebe Euer Land; s'ist aber Vieles darin nicht wie's sein müßte; habt zu viele Festungen und zu wenig Schiffe, zu große Casernen und zu kleine Bauerhäuser — und vor Allem zu kleine Betten.“

„Das sind rebellische Reden,“ sagte Zobel mit bedenklicher Miene; „man muß halt zufrieden sein mit dem, was man hat. Diese Gegend ist auch nicht so übel, hier herum wohl etwas steinig, aber drüben am See sehr fruchtbar. Wenn Sie nach dem Schlosse gehen, werden Sie selbst sehen. Das hier ist der Gärtner vom Schloß; soll er Sie etwa

beim Herrn Baron anmelden, wenn Sie dort morgen Ihre Aufwartung machen wollen?"

„Aufwartung? dummes Zeug! Ich bin ein freier Amerikaner und werde zu Eurem Baron gehen, wie ein Mann zu einem andern Mann; calculire, daß er mich auch ohne Anmeldung empfangen wird."

Der Schloßgärtner rümpfte die Nase, empfahl sich und ging langsam von dannen.

„Es ist mir, als müßt' ich den Kerl schon einmal gesehen haben," sagte er zu Zobel, der ihn bis zur Thür begleitete; „ist aber ein verwettert breitspuriger Patron. Soll mich wundern, was er bei uns zu suchen hat."

Der Wirth hegte denselben Gedanken.

„Ihre Geschäfte sind wohl merkantilischer Natur?" fragte er mit seiner schlauesten Miene, als er dem Fremden gegenüber wieder Platz nahm.

Dieser lachte herzlich auf.

„O ja," sagte er grinsend, „ganz merkantilisch, wenn Ihr's so nennen wollt. Wir Amerikaner betreiben Alles merkantilisch; nichts für umsonst; time is money — wißt Ihr, was das sagen will?" — Und er übersetzte dem kopfschüttelnden Wirthe die Phrase; „mit den drei Worten hat schon manch einer große Häuser gebaut," fügte er hinzu; „aber hier

zu Lande seid Ihr noch weit zurück, und begreift kaum, was das sagen will."

Herr Zobel rückte unbehaglich auf seinem Stuhle.

„Euer Baron drüben," sagte der Fremde, „soll ein recht alter Mann sein?"

„Er nähert sich den Achtzigen."

„Viele Kinder?"

Zobel seufzte; diese Frage leitete ihn auf sein Lieblingsthema, wenn es galt, durchreisende Fremde zu unterhalten. Er erzählte ausführlich die ganze Geschichte des Hauses, so weit sie ihm bekannt war, und mit allerlei romantischen Ausschmückungen. Der Fremde hörte aufmerksam zu.

„Und nie, niemals," fragte er endlich mit lauerndem Blicke, „hat sich Jemand eingefunden, — von Seiten des jungen Barons?"

„Niemals."

„Man weiß nicht, ob er noch lebt?"

„Nein, nein!"

„Ob er etwa — Kinder hinterlassen?"

„Ei was! Glaubt mir, das Geschlecht soll untergehen; s'ist einmal so dort oben beschlossen; und dagegen kann Niemand."

„Hahaha!" lachte der Fremde höhnisch auf; „aber — Ihr mögt wohl recht haben," setzte er

ernsthaft mit einem fast traurig klingenden Tone hinzu.

Die Neugier des biederen Zobel über die Person seines Gastes und dessen Beziehungen zu dem Baron stieg immermehr, und als er sich mit demselben in der Gaststube zum Abendessen setzte, suchte er das Gespräch durch eine zweite Flasche „Johannisberger", welche er zum Besten gab, zu beleben. Er schenkte auch dem Fremden fleißig ein, und je mehr derselbe trank, desto munterer wurde er; ja, seine Züge überflog zuweilen eine gewisse Rührung, wenn er das gefüllte Glas gegen das Licht hielt und dem treuherzig forschenden Auge Zobel's begegnete. Er begann allmälig, sich nach allerlei Leuten, welche in der Gegend lebten und gelebt hatten, zu erkundigen und zeigte hie und da für dieselben eine lebhafte Theilnahme. Zobel hätte leicht merken können, daß sein Gast ziemlich genau in der Chronik des Landes bewandert war, aber der wackere Wirth hatte sich selbst an der dritten von ihm bestellten Flasche so tapfer betheiligt, daß er in jene stille Gemüthlichkeit versunken war, welche ihn in solchen Fällen zu beschleichen und seine Gedanken in eine behagliche Trägheit einzuschläfern pflegte. Je weniger er sprach, desto seliger lächelte er, ohne zu wissen, worüber.

„Vielleicht,“ sagte der Fremde endlich, von jener Gemüthlichkeit angesteckt, mit weicher Stimme, „vielleicht entsinnt Ihr Euch auch eines gewissen Conrad Lippelt aus Querdorf drüben, der mit dem jungen Baron auswanderte?“

„Lippelt? Ei wie sollt ich mich nicht erinnern? War ja der Sohn meines seligen Vetters, ein junger wilder Bursch — hatte auch die Feldzüge als Bediente bei dem Junker mitgemacht — o ja! Aber wie meint Ihr das?“

Bei diesen Worten sah der Wirth den Fremden plötzlich starr an. „Mein Gott“ — murmelte er; „wär's möglich!“

„Geht Euch ein Licht auf, Alter?“ fragte jener schmunzelnd. „Das habt Ihr Euch wohl nicht träumen lassen, daß Ihr in diesem Leben den Conrad Lippelt noch wiedersehen würdet?“

Der Wirth sprang auf, der Fremde gleichfalls; erst drückten sie sich wiederholt die Hände, lächelten, machten sich Complimente über ihr gegenseitiges Aussehen, dann umarmten sie sich, schüttelten sich und wußten vor Rührung nicht, was sie beginnen sollten.

„Wie wunderbar!“ sagte endlich Zobel tief aufathmend; „das ist doch wieder so eine Fügung der

Vorsehung, bei der man deutlich sieht, daß — nun, Ihr wißt schon, was ich meine! Aber merkwürdig ist es — höchst merkwürdig — und Ihr mögt schön in der Welt herumgekommen sein, Ihr Teufelskerl Ihr! — Und der Herr Junker — lebt nun gewiß auch noch und Ihr kommt, um ihn anzukündigen."

Lippelt schüttelte ernst mit dem Haupte und setzte sich wieder, indem er die Arme übereinander schlug. Auch der Wirth nahm wieder seinen Platz und sah Jenen mit großen Augen voll Spannung an.

„Man muß vom Himmel nicht zu viel verlangen," sagte Lippelt bedächtig; „es ist schon wunderbar genug, daß ich nach so vielen Erlebnissen und Gefahren wieder hier sitze; von meinem ehemaligen Herrn — werdet Ihr in dieser Welt nichts mehr zu sehen bekommen."

Eine Pause entstand.

„Also todt!" sagte der Wirth endlich mit einem tiefen Seufzer.

„Und hat er Kinder hinterlassen?" fragte er neugierig.

„Ich hab' Euch eigentlich schon mehr gesagt, als ich wollte," versetzte Lippelt etwas barsch; „der Wein

macht schwatzhaft — und dann, s'ist ein eigen Ding, nach so vielen Jahren wieder die Luft zu athmen, in der man groß geworden. Das ist eigentlich Unsinn, aber seht, Vetter, man hat zuweilen einen schwachen Augenblick. Und weiß Gott! ich hab' immer viel auf Euch gehalten, aber damit Basta!"

„Nichts da, Vetter!" rief der von Wein und Neugier erhitzte Wirth; „jetzt lass' ich Euch nicht los, bis Ihr mir Alles erzählt habt. Merke wohl, muß halt noch eine Flasche von dem da aus dem Keller holen."

„Nein, Mann, calc'lire, wenn ich trinken will, kann ich meinen Wein bezahlen. Aber heute keinen Tropfen mehr. Mit solchen Schlichen fangt Ihr mich nicht; meint wohl, es sei mir um weiter nichts zu thun, als um eine lumpige Flasche Wein? Dafür ist meine Waare nicht feil."

„Eure Waare?"

„Ja, meine Waare. So nenn' ich Alles, was ich von dem verstorbenen Baron weiß — und was für gewisse Leute sehr interessant sein könnte. Nicht für Euch — bei Euch ist es nichts als simple Neugier — aber z. B. für den alten Baron; meint Ihr nicht auch, he?"

„Ihr wollt also wohl, wenn ich Euch recht verstehe — Eure Nachrichten verkaufen?“

„Das ist das Wort, Mann! Seht, wie schnell Ihr mich versteht. Will ein Geschäft machen mit dem alten Herrn — ein klares, rundes Geschäft. Was kümmert mich der Mann sonst? Sein Sohn — das war eine andere Sache — für den wär' ich, als er noch lebte, durch's Feuer gegangen, — wie über das große Wasser. War ein ganzer Kerl! Aber der alte stolze Eisenkopf drüben in seinem Schlosse — pah!“

„Ist halt auch ein guter Herr,“ sagte Zobel warm, „glaubt, Lippelt, Ihr thut ihm Unrecht, wenn Ihr so von ihm schwätzt. Und Euer — Geschäft, wie Ihr's nennt, will mir gar nicht in den Sinn.“

„Glaub's wohl. Seht, Alter, wenn ich noch so wie damals wäre, als ich von hier wegging, so ein dummer, treuherziger Stoffel, da würd' ich morgen meinen besten Rock anziehen und mit dem Hut in der Hand auf das Schloß gehen, mich bei Seiner Gnaden melden lassen, Kratzfuß machen und gehorsamst Alles rapportiren und nachher mich schönstens bedanken, wenn der gnädige Herr mir in der Küche einen Schnaps geben lassen. No, Sir! Das ist

vorbei; der Conrad Lippelt ist ein anderer Mensch geworden, ein smart man nennen wir das, oh! very smart! Und nun gute Nacht, Vetter, und kein Wort mehr!"

Mit diesen Worten nahm Lippelt einen Leuchter und stolperte nach seinem Schlafzimmer.

XXX.

Ewald Linden war seit einigen Wochen in Windheim und hatte sich in seine neue Thätigkeit eingelebt. Eine der ersten Acten, welche er zum Referat erhielt, betraf eine Scheidungsklage Goldstein contra Goldstein, welche die dritte Gemahlin des Friseurs gegen diesen auf Grund böslicher Verlassung angestellt hatte. Meister Chrysolith hatte sich an das Glück dieser neuen Ehe nicht gewöhnen können; Frau Goldstein III. war von sehr energischem und etwas prosaischem Charakter, wußte die zarten Gefühle und poetischen Stimmungen ihres Gatten nicht zu würdigen, sondern hielt ihn mit einer gewissen brutalen Entschiedenheit zu einer ihm äußerst unbequemen Thätigkeit in seinem Berufe an. Chrysolith fühlte sich dieser strengen Zucht nicht gewachsen und zog vor, eines Morgens aus seiner Vaterstadt zu verschwinden, ohne von seinen Mitbürgern Abschied

zu nehmen. Mit ihm verschwand ein mäßiger, aber ausgewählter Theil seiner Garderobe, seine beste Perrücke und das im Hause vorhandene baare Vermögen; die Casse, in welcher Frau Goldstein das letztere bewahrte, fand sich so zart als möglich erbrochen. Ueber den Ort seines jetzigen Aufenthalts stellte die öffentliche Meinung von Windheim drei Ansichten auf, welche in den Bierhäusern heftig discutirt wurden. Nach Einigen sollte er in Paris aufgetaucht sein und eine neue Haartinctur erfunden haben; Andere wollten ihn bereits auf der Ueberfahrt nach Australien wissen; eine dritte Meinung, welche er ohne Zweifel, wenn anwesend, für die wahrscheinlichste erklärt haben würde, deutete sein Verschwinden auf tragische Weise dahin, daß er, einer so mangelhaften Welt überdrüssig, im Bette irgend eines kühlen Stromes sein schwermüthiges Herz zur Ruhe gebracht habe. Er aber lebte fern von diesem Geschwätz, in einem italienischen Badeort und suchte Trost in den Wahrheiten der katholischen Kirche, durch deren Pforte er in das Paradies seiner vierten Ehe mit einer wohlhabenden Käsehändlerin einzugehen sich anschickte.

Ewald, welcher sich innerlich krank fühlte, hatte sich selbst einige treffliche Recepte verordnet, als

consequente Unterdrückung aller Gedanken an das Vergangene, unermüdliche Berufsthätigkeit, Lectüre philosophischer Bücher, ermüdende Fußwanderungen. Aber so gewissenhaft er diese Curmethode befolgte, schien doch ein neckischer Dämon seine Genesung hartnäckig vereiteln zu wollen. Dieser Quälgeist verfolgte ihn überall, wo er ging und stand, selbst im Schlafe; er kleidete sich in verschiedene Gestalten, am liebsten aber in die einer jungen Dame mit goldartigem Haar, großen dunkel leuchtenden Augen unter einer gewölbten, blendend weißen Stirn; sie erschien ihm oft plötzlich am Schreibtisch über den Actenstößen, in die er sich vertieft glaubte — und wenn er dann mit verzweifelter Entschlossenheit auf sein Concept sah, fand er zu seinem Schrecken, daß er dasselbe am Rande mit allerlei Arabesken, antiken Profilen, römischen Nasen, Hals und Schulterlinien bekritzelt hatte. Was aber das Seltsamste war, jene Gestalt erschien ihm in den mannigfaltigsten Toiletten, bald im glänzenden Atlaskleide, bald im engen, anschließenden Hausgewande, bald als Ritterfräulein mit dem Falken auf der Hand, stolzen höhnenden Blickes, im Traum sogar zuweilen als Geßner'sche Schäferin oder Dryade; dann hatte ihr Auge einen milderen Glanz und schien ihm

freundlich zuzulächeln. Einmal aber, in einer finstern, stürmischen Nacht sah er sie in einer kleinen, gewölbten Capelle auf einer Bahre liegen, im weißen Todtenkleide, mit Blumen im Haar, die Hände auf dem Herzen gefaltet. Da beugte er sich weinend über ihr stilles Antlitz und flüsterte: Jetzt darf ich es sagen, Du Stolze, ich liebe Dich! Aber die Todte schlug lachend die Augen auf und umschlang ihn mit ihren schneekalten Armen, daß er schaudernd erwachte.

Leider lebte Linden nicht mehr in der glücklichen Zeit, wo es Exorcisten gab, solche gefährliche Geister zu bannen. So mußte er wohl leiden, daß sie ihm überall folgten, an seinem Schreibtisch saßen, mit ihm spazieren gingen und Nachts seinen Pfühl umgaukelten, daß sie seiner spotteten und ihm allerhand verlockende Worte zuraunten, dunkle, unheimliche Reden: er brauche ja nur zu wollen, die Hand nur auszustrecken nach seinem Erbe, dann werde ihm alles Andere von selbst zufallen — aber dann ermannte er sich in stolzer Entsagung und trotzte dem versuchenden Dämon; aber es ist ein schlimmes Kämpfen mit solchen Dämonen, und jeder Sieg bleichte mehr und mehr die Wange des Siegers.

Dazu kam, daß er sich in Windheim sehr ver-

einsamt fand; mit seinen sämmtlich älteren Collegen vom Kreisgericht hatte er die üblichen steifen Besuche gewechselt, ohne mit ihnen in ein intimeres Verhältniß zu treten; von den früheren Freunden lebte Dr. Schnabel als Professor in der Schweiz, Rochlitz auf einer sogenannten Kunstreise in den Münchener Brauhäusern. So blieb er außer seinen Geschäftsstunden meist auf sich selbst angewiesen; er vertiefte sich dann in seine juristischen und philosophischen Studien, die ihm noch immer als der beste Höllenzwang gegen alle Anfechtungen erschienen; zuweilen aber, wenn der Spuk gar zu toll wurde, ergriff er seinen Wanderstab und durchschweifte die Gegend weithin um die Stadt, nur die Ufer des Greifensees hatte er bis jetzt, obwohl widerstrebend, gemieden. Doch eines Tages gelangte er, fast absichtslos, nach mancherlei Umwegen auf jenes Felsenplateau, welches den See im Halbkreis umsäumte.

Es war gegen Abend; die Sonne neigte sich schon zum Untergang. Vor ihm unten am Fuße des steilen Abhanges lag der tiefblaue See, dessen Fläche ein milder Wind kräuselte; zur Rechten erhob sich auf einer vorspringenden Bergwand in der Ferne die Ruine; links hin überschaute man die Ebene und den Park um das neue Schloß, dessen Schieferdächer,

in der Sonne glänzend, sich aus den dunklen Baumgruppen erhoben.

Ewald betrachtete diese seit Jahren nicht gesehene Scenerie mit tiefer Bewegung; alte Erinnerungen erwachten, wichen aber bald bitteren Gedanken, von welchen in jener glücklichen Zeit kein Schatten seine Seele getrübt hatte. Damals war ihm jene zerfallene Burg nur ein poetisches Bild vergangener Tage, jener schattige Park in der blühenden Ebene nur ein freundliches Asyl unbekannter Menschen; aber jetzt —

Als er sich endlich fast unwillig von dem Anblick losriß und zum Gehen wandte, wurde er auf ein monotones Geräusch aufmerksam, welches er schon die ganze Zeit gehört hatte, ohne darauf zu achten. Es däuchte ihm jetzt, als sei es der Ton einer menschlichen Stimme, welche ununterbrochen redete oder declamirte. Er blickte verwundert umher und sah Niemand; neugierig dem Tone nachgehend, überzeugte er sich mehr und mehr von der Wahrheit jener Vermuthung, ohne aber den Urheber des Geräusches selbst entdecken zu können. Endlich schien es ihm, als ob dasselbe aus der Tiefe herauftöne; er trat dicht an den Rand des Abhanges, und als er sich dort über ein vorspringendes Felsenstück beugte, erblickte er einige Schritte unterhalb desselben einen

Mann, welcher auf einem Stein sitzend aus einem vor ihm auf dem Schooße liegenden Buche laut und heftig las und dabei mit den Händen lebhaft gesticulirte. Das Gesicht des Lesenden war abgewandt; aber Linden hörte jetzt deutlich die Worte; es waren griechische Hexameter, die höhnende Abschiedsrede des Odysseus an den geblendeten Cyklopen; als aber die Stelle folgte, wo der Cyklop wüthend aufspringt und dem „blaugeschnäbelten Schiffe" einen Felsblock nachschleudert, sprang der begeisterte Leser empor, riß einen Stein aus dem Rasen und warf ihn weit hinaus in den See — bemerkte aber fast gleichzeitig mit heftigem Erschrecken, daß sein Buch ihm bei der Bewegung entglitten und in lustigen Sätzen den Felsen hinuntertanzte; er wollte ihm nachspringen — aber zu spät, der treulose See hatte bereits sein Opfer verschlungen. Starr wie eine Bildsäule stand der trauernde Agias da, die Knie noch gekrümmt zum verzweifelten Sprunge, die Hände vorgestreckt zum ängstlichen Griffe — zu spät! — Linden, der ihn längst freudig erkannt, das Unglück aber mehr errathen, als gesehen hatte, eilte jetzt rasch zu dem Alten, um ihn von seinem gefährlichen Standpunkt zurückzuziehen. Agias fühlte sich plötzlich fest umschlungen und sanft auf seinen früheren Sitz nieder-

gedrückt; da erst, als er in Sicherheit war, erkannte er den unerwarteten Angreifer.

„Cha — ri — kles!“ rief er stammelnd vor Ueberraschung, „bist Du es selbst, oder hat einer der Unsterblichen täuschend Deine Gestalt angenommen, um mich zu trösten in meiner Betrübniß? Rede, Guter — doch nein! erst hilf mir, dem tückischen Flußgott seine Beute zu entreißen!“

„Nein, Agias,“ versetzte Charikles, seinen Gefangenen noch immer festhaltend, „dazu müßten wir jetzt selber ein „blaugeschnäbeltes Schiff“ haben, denn Dein Homer schwimmt schon weit vom Ufer. Aber ich verspreche Dir ein neues Exemplar und ein schöneres als das verlorene, welches sehr alt und abgegriffen war.“

„Nein, Unglücklicher!“ rief der Alte kummervoll, „dieses Buch ist nicht jenes alte und abgegriffene, welches Du kennst, sondern ein großes und kostbares aus der Bibliothek des Satrapen!“

„Welches Satrapen?“ fragte Linden überrascht.

„Meines Gastfreunds, bei dem ich wohne — dort in der Burg unweit des Sees; ein in Pergament gebundenes, höchst werthvolles Exemplar, für welches Liebhaber bei uns in Hellas wohl gern eine Mine zahlen würden oder noch mehr.“

„Sei unbesorgt, bei uns Barbaren kauft man jegliches Buch nach Belieben zu mäßigem Preise; der Verlust wird also bald ersetzt sein. Also gräme Dich nicht über das Unabänderliche, ein Schmerz, der eines Weisen unwürdig wäre, sondern erzähle mir vor Allem jetzt Deine Rettung aus der Gefangenschaft, und wie Du zu dem Satrapen, Deinem Gastfreund, gelangt bist!"

„Ja, Charikles, das wird nun wohl das Beste sein; aber komm auf die Anhöhe, daß ich das Wasser nicht mehr sehe; so, hilf dem Greise! Da wären wir schon, und nun, der Ebene zugewandt, laß uns hier sitzen und einander unsere Begebnisse seit der Trennung erzählen. Was sagten die in der Stadt von meiner Entweichung?"

„Sie begriffen nicht, wie Du es in's Werk gerichtet hättest, so viel sie auch darüber nachsannen."

„Ja, ja," sagte der Alte schmunzelnd, „fast sollt' ich glauben, ein Gott oder eine Göttin habe mir jenen Ausweg angezeigt und meine Schritte geleitet; der Sohn des Laertes hätte es nicht geschickter anstellen können. So hat man also auch wohl den Gärtner des Gefängnisses nicht beschuldigt?"

„Nein, wie sollte man?"

„Er ist auch ganz unschuldig, obgleich ich ihm

ohne sein Wissen meine Rettung verdanke. Erfahre denn, daß ich den Garten täglich durchwandelnd, eine hinter Büschen versteckte Thür fand, zu welcher nur ein schmaler, wenig betretener Pfad führte. Jener Sclave, welcher dem Garten vorstand, besaß allein den Schlüssel zu dieser Pforte, und ich entdeckte, ihn vielfach beobachtend, daß er denselben in der Tasche eines weiten Oberkleides, eines sogenannten Kittels zu tragen gewohnt war, welchen er beim Arbeiten wohl hie und da ablegte. Nicht umsonst, o Charikles, hatt' ich dieses wahrgenommen. Ich äußerte nichts davon und erschien vor meinen Wächtern stets mit zufriedener Miene, aber im Herzen war ich entschlossen, aus diesem Hause, sei es mit List oder mit Gewalt zu entkommen, da ich mit Recht glaubte, daß mein früheres Gelöbniß, die Stadt nicht zu verlassen, mich nicht mehr binden könnte, nachdem Jene selbst den Vertrag gebrochen. Dann aber wollt' ich nach Susa an den Hof des Königs gehen, um die Magier und Beamten jener Stadt selbst bei ihm zu verklagen, denn ich bin gewiß, daß sie widerrechtlich und gegen seine Befehle gehandelt haben. Eines Nachmittags also, als ich wie gewöhnlich im Garten umherging, sah ich, daß der Gärtner, auf einem Felde Blumen pflanzend,

sein Obergewand abgelegt und nahe dabei an einen niedrigen Baumast gehängt hatte. Ich näherte mich der Stelle, sah seinem Pflanzen eine Weile zu und nahm dann, während er abgewandt war, den Schlüssel aus der Tasche und ließ ihn in die meine gleiten. Daß Du mich nicht der Weitschweifigkeit beschuldigst, die man uns Alten vorzuwerfen pflegt: ich ging nach der Thür, öffnete vorsichtig das Schloß nur so weit, daß es durch ein dazwischen geschobenes Schieferplättchen offen erhalten wurde und bei Hinwegnahme dieses wieder zurückschnellen konnte, trug ebenso unvermerkt den Schlüssel wieder an seine vorige Stelle und begab mich dann, als bereits die Dämmerung begann, in's Freie, indem ich die Thür hinter mir wieder in ihr Schloß springen ließ, theils damit Keiner für meine Flucht zur Rechenschaft gezogen würde, theils daß man über die Richtung meines Weges in Ungewißheit bleiben möchte. Und wie ich von Dir höre, hätt' ich Beides erreicht."

„Gewiß, Agias, Deine früheren Wächter glauben, daß Du den Ring des Gyges besessen und Dich unsichtbar gemacht haben müssest. Sie halten Dich für einen wahren Wundermann."

„Und nicht mit Unrecht, beim Anubis!" rief der Alte, während seine Miene von Befriedigung

strahlte. „Doch nnn möchtest Du Guter ohne Zweifel auch erfahren, wie ich weiter und bis auf dieses abgelegene Landgut gelangt bin; und wahrlich, o Charikles, wunderbar genug ist auch dies. Wenn es nicht ruhmredig klänge, möcht' ich fast an ein sokratisches Dämonion bei mir glauben, welches mir immer die passenden Anschläge zugeflüstert hat. Doch wie dem auch sei, ich hatte Anfangs große Mühseligkeit und eine schreckliche Nacht von kimmerischer Kälte zu bestehen, als ich von der Stadt mich eilig entfernend viele Stadien durch Feld und Wald fortwanderte. Erst nachdem ich völlig erschöpft war, versuchte ich in einem dichten Gebüsch einige Stunden zu schlafen; aber es war zu kalt dazu, und wiewohl ungern, mußt' ich mich wieder aufraffen und weiter wandern. Als dann endlich, mit Euren Uebersetzern zu reden, „die dämmernde Frühe mit ihren Rosenfingern erwachte," — was mir beiläufig sehr schwerfällig und wenig passend übertragen scheint, — wandte ich mich einer Landstraße zu und ging auf ihr weiter, freilich ohne zu wissen, wohin sie führe. Mehrere Landleute, welche mir begegneten, fragte ich wohl über den Weg nach Susa; aber so groß war die Unwissenheit dieser Barbaren, daß sie mich starr ansahen und den Kopf schüttelten,

indem sie behaupteten, keine Stadt jenes Namens zu kennen. Endlich erblickte ich ein Viergespann, welches hinter mir herfahrend denselben Weg verfolgte. Ich stellte mich mitten in die Bahn und befahl dem Rosselenker zu halten, was er, Anfangs zwar widerstrebend und drohend, doch auf Befehl seines Herrn that. Dann näher tretend richtete ich an den Letzteren dieselbe Frage, wie an die Landleute. Der aber betrachtete mich eine Weile aufmerksam und fragte nach meinem Namen. Kaum hatt' ich mich genannt und in der Kürze mein Vorhaben mitgetheilt, als er mich gütig einlud, mit ihm zu fahren; er reise zwar nicht nach Susa, wolle aber schon für mich sorgen, daß meine Sache vor den König gelange und meine Widersacher zur Rechenschaft gezogen würden. Genug, Charikles, ich stieg zu ihm in den Wagen, in welchem noch drei Weiber saßen, seine Töchter und Enkelinnen, von denen sich die jüngeren sehr freundlich mit mir unterhielten und — was mich nicht wenig überraschte, — auch nach Dir fragten, wie Du lebtest und Dich gegen mich betragen hättest, worauf ich dann, wie Du mir glauben wirst, viel Schönes und Löbliches von Dir sagte. Der Satrap, — denn ein solcher ist der Mann offenbar, da ihm hier in der Gegend Alle

gehorchen und seine Anordnungen empfangen — der Satrap also sprach viel und lange mit mir und ließ sich Alles erzählen über den Feldzug und meine Gefangenschaft, und ich merkte wohl, daß er für einen Perser von ungewöhnlichem Geiste und großen Kenntnissen sei. Aber ich merkte auch, daß er ein sehr mächtiger Mann in diesem Lande sein müsse; denn so oft wir einige Parasangen gefahren waren, bespannte man seinen Wagen mit frischen Pferden, ohne daß er auszusteigen brauchte, und so oft er durch eine Stadt fuhr, blies der Wagenführer auf einem Horne, um seine Ankunft den Einwohnern zu verkündigen. So fuhren wir Tag und Nacht, bis wir in seiner Burg ankamen, welche Du dort aus den Bäumen hervorragen siehst. Dort leb' ich nun als sein Gastfreund, bis meine Angelegenheit bei dem König geordnet ist, und ich wüßte nicht zu sagen, daß ich mich bei dieser Veränderung übel befände. Ich wünschte nur, o Charikles, daß Du auch hier immer um mich sein möchtest, und fast scheint es, als wollen mir die Götter auch dieses gewähren, meinst Du nicht auch?"

„Und sind Alle wohl auf dem Schlosse?" fragte Linden, ohne auf die letzte Bemerkung des Alten einzugehen.

„Nicht Alle, Charikles,“ versetzte Jener, „die ältere Frau, welche sie Baronin nennen, behauptete schon seit der Ankunft krank zu sein, obwohl man ihr nichts ansah. Sie reiste auch bald wieder fort nach einem benachbarten Lande, wo wunderthätige Quellen sein sollen, in denen sie baden will. Doch wie dem auch sei, ich möchte eher glauben, daß die beiden Jungfrauen krank seien, wiewohl sie es nicht sagen. Sie sehen blaß und niedergeschlagen aus, essen wenig und seufzen viel. Aber ich meine, daß sie an einem Uebel leiden, für dessen Heilung man nicht den Asklepios anruft, sondern eher den mächtigen Sohn Aphrodite's, welcher allein die Wunden zu heilen vermag, die er mit seinen unentrinnbaren Geschossen zufügt. Ich habe ihnen auch darüber offen meine Meinung gesagt und meinen Rath angeboten; aber sie errötheten und wollten nichts davon wissen, und seitdem spotten sie meiner nicht mehr, wie sie wohl sonst thaten, und haben eine große Scheu vor dem scharfäugigen Greise.“

„Und bist Du Deiner Sache so gewiß?“ fragte Linden, indem sein Herz heftiger schlug.

„Beim Anubis! die Liebe, wie der Haß lassen sich so wenig verbergen, als ein loderndes Feuer. Nur der Satrap scheint nichts davon zu sehen; auch

er ist seit einigen Tagen fortgereist, doch erwarten wir auf diesen Abend seine Rückkehr, und die beiden Jungfrauen sind ihm entgegengefahren nach der nächsten Stadt, um ihn zu empfangen. Es hat aber damit folgende Bewandtniß: Bald nachdem die Baronin fort war, kam ein Fremder auf die Burg, welcher mehrere Stunden mit dem Satrapen eingeschlossen blieb und, wie ich glaube, ihm sehr wichtige Botschaften gebracht haben muß. Denn noch denselben Tag, obgleich es schon gegen Abend war, reiste der Satrap in der größten Eile ab, und man konnte ihm wohl ansehen, daß er in heftiger Erregung war. Der Fremde aber, den Niemand auf dem Schlosse zuvor gesehen hat, blieb daselbst zurück und ist noch da; er lebt wie ein Gefangener auf seinem Zimmer und spricht mit Keinem von uns. Nur ein alter Jäger des Satrapen, welcher ihn gewissermaßen bewacht, scheint ihn zu kennen; aber auch der schweigt und geht einher, als wenn er ein schweres Geheimniß mit sich herumtrage. Ich bin nicht neugierig, Charikles, aber ich fürchte, daß dieser Unbekannte ein Unglücksbote sei, und daß dem Satrapen vielleicht große Gefahren drohen — aber sieh, Charikles," unterbrach er sich plötzlich, die

Hand ausstreckend, „dort kommt der Wagen — aber wie mir scheint, auf einem ungebahnten Wege!“

Man sah in der That einen offenen Wagen, von zwei Rappen gezogen, quer über die Haide des Plateaus heranfahren, sehr schnell, aber in einer unregelmäßigen Bewegung, häufig zur Seite schwankend und zuweilen wie von einem Stoße heftig emporschnellend. Bald bemerkte Ewald, daß die Pferde galoppirten, der Kutscherbock leer sei, während ein im Wagen stehender Mann sich über denselben hinüberbeugte und ihnen zu winken schien.

„Wahrlich, o Charikles,“ sagte Agias, welcher, um besser zu sehen, die Hand über seine Augen hielt, „jene Rosse sind wild und rennen geradeswegs dem Abhang zu, „komm schnell, mein Lieber, daß wir sie aufhalten, ehe sie mitsammt dem Wagen in den See stürzen.“

Doch als er sich zur Seite wandte, sah er Linden schon weit voraus dem Fuhrwerk entgegenlaufen. Beschämt eilte er ihm nach, in einem für seine Jahre anerkennungswerthen Trabe. Einige Schritte vor dem schroffen Abhang erreichte Linden die Equipage, packte mit verzweifelter Anstrengung die Zügel des einen Pferdes noch am Gebiß; aber dieses, sich hoch aufbäumend, traf ihn mit einem Hufschlage dicht

unter dem Knie, daß er zu Boden stürzte, den Zügel aber im Falle krampfhaft festhaltend. In diesem Augenblick kam ihm Agias zu Hülfe, und auch dem Baron gelang es, glücklich aus dem Wagen zu springen und den Zügel des andern Pferdes zu ergreifen. So wurden endlich durch ihre gemeinsamen Anstrengungen die schäumenden Thiere zum Stehen gebracht; Linden aber, welcher sich noch einmal unter heftigem Schmerz aufgerafft hatte, brach jetzt ohnmächtig zusammen.

Während der Baron und Agias die Pferde hielten, stiegen Anna und Helene zitternd aus dem Wagen. Kaum hatte Jene den besinnungslos am Boden liegenden Linden erblickt, als sie ihn hastig von den Pferden zurückzog, neben ihm niederkniete und sein Haupt in ihren Händen sanft aufrichtete, während sich ihr bleiches Antlitz angstvoll über das seinige beugte. Als ihr Athem seine Stirn berührte, schlug er die Augen auf; ein seliges Lächeln flammte über seine Züge. „Anna!“ rief er mit einer Stimme, die ihr in's innerste Herz tönte; wieder wollte er sich emporraffen, sank aber bei der Anstrengung in eine noch tiefere Ohnmacht zurück.

Der Baron und Agias hatten während dessen das Gespann von dem Abgrund hinweggelenkt und

waren noch beschäftigt, die erhitzten Thiere zu beruhigen, als jener halb bewußtlose Ausruf Ewald's die Aufmerksamkeit des Barons auf den Retter lenkte, welchen er, ganz durch die drohende Gefahr in Anspruch genommen, bis jetzt nicht erkannt hatte. Bei jener Stimme entsanken die Zügel seiner Hand; er starrte einen Moment wie ein Träumender auf die Gruppe, dann warf er sich mit dem Ausdruck der höchsten Angst neben dem Ohnmächtigen auf die Knie und untersuchte mit zitternder Hand seinen Kopf, seine Brust.

„Er ist unter dem Knie getroffen," sagte Agias, „gerade als ich herbeikam, sah ich den Schlag; weiter ist er nicht verwundet, nur betäubt; ein von den Göttern gesandter Nebel umhüllt seine Augen, und wahrlich nicht wohlgethan würd' es sein, wenn wir diesen heilsamen Nebel verscheuchen wollten; legen wir den Jüngling lieber vorsichtig auf den Wagen, mögen ihn dort die Mädchen festhalten und bewachen, während wir Männer die Pferde mit zügelnder Hand der benachbarten Landstraße zuführen."

Der Rath des Alten wurde schweigend befolgt; der Baron erhob Linden mit wunderbarer Leichtigkeit, drückte ihn tiefbewegt an sein Herz und legte ihn sanft in den Fond des Wagens; die jungen

Damen setzten sich ihm gegenüber, sorglich bemüht, ihn in einer möglichst bequemen und sichern Lage zu halten, während die beiden Greise die Equipage langsam über die Haide führten. Bald kam ihnen ein Mann athemlos entgegengelaufen, der Kutscher, durch dessen Unvorsicht das Unglück veranlaßt war. Dieser nun brachte das Geschirr der Pferde wieder in Ordnung, und nahm seinen Platz auf dem Bocke; Agias schwang sich neben ihn, während der Baron in den Wagen stieg. Bald war die Landstraße erreicht, und nun rollte man in raschem Trabe dem Schlosse zu.

XXXI.

Der Chirurgus aus Querdorf fand Ewald's Schienbein von dem Hufschlage zerbrochen; er blieb die ganze Nacht über bei dem Patienten beschäftigt, die Knochensplitter aus der Wunde zu entfernen, Eisumschläge zu machen u. s. w.

Ewald hatte sehr zu leiden, und erst gegen Morgen verfiel er in einen unruhigen Schlummer. Der Baron und Agias waren nicht von seinem Bette gewichen; auch die Damen waren in dem angrenzenden Zimmer wach geblieben.

Mit Tagesanbruch erschien der aus Windheim herbeigerufene Arzt, welcher Ewald's Zustand prüfte, verschiedene Recepte verschrieb und die größte Vorsicht empfahl. Nachdem sich beide Aerzte entfernt hatten, überließ der Baron den Kranken der Obhut des alten Agias, der sich während der Nacht sehr umsichtig und aufmerksam bewiesen, und begab sich nach seinem Zimmer.

Auf sein Schellen erschien der Jäger, der älteste Diener des Hauses.

„Lippelt soll kommen," sagte der Schloßherr; „er hat während meiner Abwesenheit doch mit Niemand außer Dir gesprochen?"

„Mit keiner Seele; ich bin nicht von seiner Seite gegangen, obgleich er furchtbar schimpfte, er würde hier wie ein Gefangener behandelt und dergleichen mehr. Er fragte mich auch wiederholt, wohin der gnädige Herr eigentlich gereist wären, ich sagte aber, das gehe ihn nichts an, und er solle mich mit seinem Geschwätz in Frieden lassen."

„Gut, Dietrich! Führ ihn her, und dann laß uns allein."

Bald darauf erschien Conrad Lippelt; er trug anstatt seines Reisekittels einen etwas schäbigen schwarzen Frack mit spitzen Schößen, darunter eine rothcarrirte Weste, welche grell mit den Nankinghosen contrastirte. Seine Haltung war wie gewöhnlich etwas vorn übergebeugt; sein längliches glattrasirtes Gesicht, von dünnem graublonden Haar eingefaßt, zeigte einen schlauen, berechnenden Ausdruck, gemildert durch die großen blauen Augen, in denen eine gewisse Treuherzigkeit lag.

„Sir," sagte er, die ausländische Anrede mit

einem schnarrenden Tone hervorstoßend, und seine Arme trotzig übereinander schlagend; „was soll das heißen? Ich bin ein freier Amerikaner, und Sie lassen mich hier gewissermaßen bewachen."

„Das ist unserer Uebereinkunft gemäß," unterbrach ihn der Baron mit einem scharfen Blicke. „Sie haben sich verpflichtet, bis zu meiner Rückkehr hier zu bleiben, und nach der geschäftsmäßigen Weise, in welcher Sie diese Angelegenheit behandelt haben, blieb mir nichts übrig, als mich meinerseits ebenfalls vorzusehen. Sie sind im Besitze meiner Ihnen ausgestellten Schuldverschreibung, ohne bis jetzt die dafür übernommenen Verpflichtungen vollständig erfüllt zu haben."

„Wozu ich jederzeit bereit bin; fragen Sie, was Sie noch zu fragen haben, und dann führen Sie mich zu dem nächsten Richter, daß ich meine Depositionen zu Protocoll beschwöre — gegen die Auszahlung der Verschreibung, wohlverstanden."

„Ganz richtig," sagte der Baron mit einem verächtlichen Lächeln; „nur müßte ich Ihre Anwesenheit vielleicht doch noch etwas länger beanspruchen — gegen Entschädigung natürlich; doch davon später! Zunächst hab' ich noch einige Fragen an Sie zu richten. Setzen Sie sich."

Lippelt nahm einen Stuhl, zog mit affectirter Nachlässigkeit sein Messer hervor, dessen verschiedene Klingen er abwechselnd auf- und zuschnappen ließ.

„Sie hatten mir mitgetheilt," sagte der Baron, „daß bald nach der Ankunft jenes Universitätsfreundes, Namens Linden, mein Sohn erkrankte, daß jener Linden in der dortigen Gemeinde eine Stelle als Prediger und Schullehrer fand — und für einen Verwandten meines Sohnes galt wegen des gemeinsamen Namens. Ich wollte noch fragen, wie alt war damals — das Kind meines Sohnes?"

„Zwischen zwei und drei Jahren!"

„War — der Pastor — war er bei dem Tode meines Sohnes zugegen?"

„Ja."

„Sie auch?"

„Ja, Sir!"

„Bis zum letzten Augenblicke?"

„Ich stand am Ende des Bettes," sagte Lippelt mit einem Anfluge von Rührung, „und vernahm seine letzten Worte." —

„Und — das wollt' ich fragen — was waren jene letzten Worte? Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir nichts — als was Sie sich genau erinnern" —

„Nichts als was ich beschwören werde," versetzte

Lippelt, indem er sich mit einer gewissen Würde aufrichtete. „Sir —“ fuhr er fort, „ich weiß jene Worte, als wenn ich sie gestern gehört hätte; ich habe Sie damit verschonen wollen; deshalb erwähnt' ich nichts davon. Wollen Sie es wissen, wohl! ich werde nichts verschweigen.“

„Reden Sie!“

„Wohl, Herr! Ihr Sohn deutete mit der Hand auf die an seinem Bette knieende gnädige Frau und auf das Kind, welches arglos am Boden mit einem Pferdchen spielte, das ich ihm einst von Holz geschnitzt hatte — dabei blickte er den Pastor an, welcher ihm gegenüber stand. „Linden,“ sagte er, „sei diesen Armen, was ich ihnen nicht mehr sein soll! — Sorge, daß sie nicht betteln gehen bei denen, die mich verstoßen — lehre meinem Sohn, sein Brod bei der Arbeit zu suchen und nicht an der Schwelle des Hochmuths. Verwirre seine Seele nicht mit den Schicksalen seines Vaters, bis er zum Manne gereift ist. Ach, ich werde immer mehr Dein Schuldner“ — die Stimme versagte ihm; der Pastor aber ergriff seine Hand, und gelobte, Alles treu zu erfüllen. Der Herr blickte ihn dankbar an und deutete nach oben; dann fielen seine Blicke noch einmal auf die Frau; er legte seine Hand auf ihr Haupt, sah seinen Freund

starr an und flüsterte: „Verzeihe mir!“ — Das war sein letztes Wort.“

Der Baron bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Der Fremde war aufgestanden und ging heftig auf und ab. Endlich trat er dicht an den Sessel des Barons und sagte: „Sir, ich habe in dieser Sache eigentlich nichts mehr zu reden; man soll auch seine Gedanken Niemand aufdringen — indessen, wenn Sie mich hören wollen, wie ein Gentleman den andern, so calculir ich, daß geschehene Dinge unsere Sorge nur soweit verdienen, als sich noch etwas dabei thun läßt. Sie haben damals nach Ihren Principien gehandelt; Sie konnten nicht anders. Ihre Principien waren falsch; das ist nicht Ihre Schuld. Ich sehe Ihren Kummer; aber was kann geschehen? Gern möcht' ich Ihnen helfen; aber wie? Ich weiß nicht, was aus jenem Pastor geworden ist; wie ich Ihnen gesagt habe, ging ich nach des Herrn Tode fort, weit nach dem Westen. Als ich nach Jahren wieder in die County kam, wußte man dort nichts mehr von der Familie, als daß sie fortgezogen! Habe nie wieder davon gehört. Sie sehen, Sir, ich habe den besten Willen. Was verlangen Sie noch von mir?“

Erst bei der letzten Frage, deren Ton einen tieferen

Antheil verrieth, als Lippelt bis jetzt geäußert hatte, richtete der Baron sich aus seiner gebeugten Haltung auf.

„Was sagten Sie?“ fragte er zerstreut; „ach ja! was ich noch von Ihnen verlange? Sie müssen bleiben, Lippelt, bis Alles geordnet, bis die Person meines Enkels constatirt ist.“

„Ihres Enkels?“ fragte Lippelt, indem er den Baron befremdet ansah, lebt er denn? Wissen Sie denn von ihm?“

„Nun ja, ich wußte Alles, sobald ich den Namen hörte. Ich wollte nur erst Gewißheit haben!“

„Der junge Herr lebt?“ fragte Lippelt mit zitternder Stimme.

„Ja, Lippelt, und er ist hier — ein wunderbares Geschick hat ihn in dieses Haus geführt.“

„Unmöglich! Seit wann?“

„Seit gestern; wissen Sie denn nicht von dem Unfall.“

„Wie? jener Verwundete, der den Pferden in die Zügel fiel? Was soll der? Er wäre —“

„Der Sohn Deines Herrn — Ewald Linden!“

„Und Sie kennen ihn?“ fragte Lippelt, den Baron zweifelhaft ansehend.

„Schon lange, ohne zu ahnen — wer er mir sei!“

„Und Sie sind Ihrer Sache gewiß?“

„Vollkommen!“

„O mein Gott,“ rief Lippelt, „welch' ein Wunder! Führen Sie mich zu ihm, Herr! Sogleich!“

Der Baron, welcher von dem Bedürfniß der Mittheilung fortgerissen, jene Fragen fast willenlos beantwortet hatte, besann sich jetzt plötzlich.

„Genug dieser Comödie!“ sagte er, den ehemaligen Diener seines Sohnes finster anblickend, „was ich sagte, ist wahr, kann Sie aber nicht interessiren. Ich bedaure jedes Wort, das ich darüber verloren habe. Sie werden Ihr Geld bekommen — damit beruhigen Sie sich — aber verschonen Sie mich mit dieser Heuchelei von Gefühlen, die Ihnen überdies nichts weiter einbringen kann, also reine Verschwendung ist.“

„Halt, Herr, halt!“ rief Lippelt, dem Baron, welcher hinausgehen wollte, in den Weg tretend, „ich weiß Alles, was Sie damit sagen wollen — sag' es mir selbst — und doch haben Sie Unrecht!“

Der Baron machte eine ungeduldige Bewegung.

„Hören Sie mich, Herr, hören Sie mich; zu wem kam ich? zu dem stolzen Baron, der meinen armen Herrn in die Welt hinausgestoßen — doch nein! ich sage das nicht, um zu verletzen, verstehen

Sie mich recht, Sir! — Was wollt' ich hier? — Meine Nachrichten versilbern — ganz recht — ein Geschäft machen, ein reines Geschäft, weiter nichts. Ich brauchte Geld — hatt's blutnöthig; habe kein Glück drüben gehabt in der neuen Welt, gehöre zu den Leuten, die den Wind immer im Gesichte haben. — Bitte, Sir, lassen Sie mich ausreden! — Hatte gerade so viel erschwungen, um wieder in die Heimath kommen zu können. Kam nun hierher, dachte vielleicht den Sohn meines armen Herrn hier zu finden, das Kind, das ich einst auf diesen Armen getragen. Nichts davon! Hörte überall, daß Alles ausgestorben hier — bis auf das Fräulein. So kam ich, das Herz voll Gift und Galle — machte mein Geschäft — tausend Dollars. Wenig für Sie, viel für mich. Aber jetzt, jetzt hör' ich, daß das Kind meines Herrn lebt — hier in diesem Hause! — Da, Sir, endet das Geschäft, — will kein Geld mehr, will nichts von Ihnen, nichts — als den jungen Herrn sehen und ihm sagen: Sieh, ich bin der Conrad Lippelt, der mit Deinem Vater in Göttingen studirte und mit ihm in der Schlacht bei Leipzig war, der an seinem Todtenbette stand — und an Deiner Wiege — und dann will ich mich meines Weges packen ohne Lohn und Dank."

Und er riß unter seinem Frack eine schäbige Brieftasche hervor, nahm aus derselben ein sorgfältig zusammengefaltetes Papier — die Schuldverschreibung des Barons — warf einen halb zornigen, halb wehmüthigen Blick darauf und zerriß das Blatt in tausend Fetzen, während ihm dicke Thränen aus den Augen stürzten.

„Ich habe Sie verkannt,“ sagte der Baron; „diese Aufwallung Ihrer besseren Gefühle soll indessen Ihr Schade nicht sein. Sie sollen auch meinen Enkel sehen, wenn er wieder hergestellt ist, aber nicht jetzt; jede Aufregung würde gefährlich für ihn sein.“

„Herr,“ sagte Lippelt mit unschlüssiger Miene, „es ist nicht bloß für mich, daß ich ihn sehen möchte — und je eher je lieber. Der Name allein kann täuschen; ich will damit nicht sagen, daß ich zweifle; ich kenne nicht Ihre Beweise. Aber mit einem Blicke kann ich mehr sehen, als tausend Documente darthun können. Also —“

Der Baron erblaßte. Die bloße Möglichkeit eines Zweifels erschütterte ihn, er sah Lippelt fragend an.

„Ich könnte,“ fuhr dieser fort, „Ihnen sagen,

was ich wissen will. Aber ich sehe lieber mit meinen eigenen Augen."

„Ich weiß nicht recht, was Sie meinen," versetzte der Baron unruhig, „etwa ein körperliches Kennzeichen?"

„Sie sind auf der rechten Fährte."

„Nun, so reden Sie! Danach sollen Sie mit eignen Augen sehen. Ich stelle nur die Bedingung, daß Sie sich dem Kranken gegenüber mit keiner Sylbe verrathen, nichts reden oder thun, was ihn aufregen könnte."

Conrad Lippelt schien sich eine Weile zu bedenken. Endlich sagte er, jedes Wort ängstlich abwägend:

„Eine Magd spielte vor den Augen des Kindes mit einem Hirschfänger, an dessen Blinken sich der Kleine ergötzte. Plötzlich griff er danach; die Magd zog die Waffe zurück, aber so ungeschickt, daß sie das Kind dabei an der rechten Schulter mit der scharfen Schneide verwundete. Es behielt davon eine Narbe, etwa in der Form eines kleinen Hufeisens. Ich denke, diese Narbe müßte noch zu sehen sein."

„Kommen Sie!" sagte der Baron tief aufathmend.

Sie gingen geräuschlos in das Krankenzimmer; Ewald lag in einem ruhigen Schlummer, während

der alte Agias wie eine Schildwacht aufrecht zu Häupten des Bettes stand und mit drohender Handbewegung dann und wann eine zu dreiste Fliege zurückscheuchte.

Der Baron trat leise näher und stand einen Augenblick unschlüssig; dann entblößte er vorsichtig die ihm zugewandte rechte Schulter des Schlafenden und fand sogleich die von Lippelt beschriebene Narbe. Dieser hatte in athemloser Spannung die Untersuchung verfolgt; als er die Narbe erblickte, durchzuckte es ihn, wie mit einem elektrischen Schlage; er streckte unwillkürlich seine zitternden Hände aus; der alte Agias aber ergriff diese und schob sie zurück. „Was wundert Ihr Euch?“ sagte er leise, „diese Narbe rührt offenbar von einem Bisse auf der Paläſtra her, wie es denn zuweilen vorkommt, daß der im Ringkampf Unterliegende den Gegner in der Hitze auf diese Weise anfällt; wie doch solches bekanntlich selbst dem Alkibiades begegnete, welcher die unrühmliche Handlung mit einer nicht unrühmlichen Antwort zu beschönigen wußte.“

Der Baron achtete aber nicht auf diese Rede; er schob mit zitternder Hand das Hemd wieder über die Schulter und blickte stumm betend nach oben.

Als der Baron eine Stunde später auf sein

Zimmer trat, fand er die Thür, welche aus demselben in ein daneben befindliches Cabinet führte, angelehnt. Jenes fast immer verschlossene Cabinet war unverändert so erhalten, wie es ehemals Heinrich von Greifensee bei seinen Besuchen im väterlichen Hause bewohnt hatte; dort hing auch das schon früher erwähnte Portrait desselben, kurz vor dem verhängnißvollen Conflicte zwischen Vater und Sohn von einem vorzüglichen Künstler angefertigt.

Der Baron fand seine Enkelin, welche in tiefer Betrachtung vor dem Bilde stand und bei seinem Eintritt zusammenschreckte.

„Ich suchte Sie, Großvater," sagte sie sich fassend; „ich wollte Sie hier erwarten. Sie — kommen aus dem Krankenzimmer?"

„Ja, mein Kind."

„Wie steht es dort?" fragte sie ängstlich.

„Besser; das Wundfieber hat fast ganz nachgelassen."

Anna athmete tief auf.

„Ich wollte Sie fragen, Großvater," sagte sie dann entschlossen, „was eigentlich jener fremde Mensch mit dem häßlichen Gesichte hier auf dem Schlosse thut, mit welchem ohne Zweifel jene plötzliche Reise zusammenhängt — es ist doch kein Unglück passirt?

„Und ich möchte fragen," versetzte der Baron mit einem prüfenden Blick, „weshalb Du dieses Bild so aufmerksam studirtest, als ich eintrat?"

„Sie wissen, Großvater," erwiederte sie etwas verlegen, „ich habe dieses Bild immer lieb gehabt, schon als Kind; und dann —"

„Und dann? Erkläre Dich!"

„Finden Sie nicht — eine seltsame Aehnlichkeit?"

„Mit wem?" fragte er lebhaft.

„Können Sie fragen? Dann finden Sie es nicht — und es ist vielleicht eine Einbildung von mir, mit der ich Sie nicht behelligen will."

„Ich glaubte bis jetzt diese Aehnlichkeit allein bemerkt zu haben."

„Also doch! — Es ist jedenfalls sehr wunderbar."

„Daß man diese Entdeckung so lange ignorirt hat; wir wären glücklicher, wenn wir weniger bequem mit der Erklärung aus dem Zufall bei der Hand sein wollten, mit welcher wir so viele Eindrücke abfertigen, die uns zu ernstlicher Nachforschung auffordern. Doch der Zufall selbst, — oder besser die Barmherzigkeit Gottes macht oft Vieles wieder gut, was wir mit unserer Trägheit verschuldet haben."

„Was meinen Sie damit?“ fragte Anna überrascht.

„Und hast Du nie gedacht,“ fuhr der Baron lebhaft fort, „daß jene wunderbare Signatur, jene Abspiegelung des todten Bildes in einem lebendigen Menschenantlitz einen Sinn haben müsse!“

„Wär' es möglich!“ rief Anna mit freudigem Schreck die Hände des Barons ergreifend. „O reden Sie!“

„Das läßt sich nicht mit zwei Worten sagen; Doch Du sollst Alles wissen.“

Mit diesen Worten führte er sie zu einem Divan, setzte sich neben sie und erzählte ihr, an die ihr im Allgemeinen bekannten Familienschicksale anknüpfend, die von Lippelt erhaltenen Mittheilungen, seinen Besuch bei dem Pastor Linden und die von diesem erlangten und durch Urkunden beglaubigten Aufschlüsse.

Als er geendigt, warf sich Anna, welche seiner Erzählung in athemloser Spannung gefolgt war, weinend an seine Brust. Das dunkle Schicksal ihres verschollenen Oheims hatte ihre Gedanken oft beschäftigt, sie fühlte eine melancholische Theilnahme für den schönen Mann und die Unbekannte, für welche er so viel geopfert hatte; und sie hatte stets

eine stille poetische Hoffnung gehegt, daß der Verstoßene einst zurückkehren und freudiges Leben in das stille Schloß seiner Väter bringen werde. Sie hatte sich diese freundliche Phantasie in wechselnder Gestaltung immer und immer wieder ausgemalt — und nun erfuhr sie, daß Jene, deren Heimkehr sie geträumt, seit langen Jahren im Grabe moderten. Und doch kehrten sie zurück, verjüngt in der Gestalt eines Sohnes, des Erben ihrer Schönheit, ihrer Leiden, ihrer stillen Anklagen, die über Grab und Zeit und über den weiten Ocean hinweg ihren Weg zu dem Herzen des Barons gefunden und auf diesem Hause wie ein Fluch gelastet hatten. Kam er, diesen Fluch zu lösen? Als Versöhner der Todten mit den Lebenden? Oder würde er sich stolz und unversöhnt von denen abwenden, welche sein Arm der drohenden Gefahr entrissen, für welche er jetzt wund darniederlag — der Sohn der Verstoßenen?

Diese Gefühle — und vielleicht noch andere — bestürmten Anna's Herz so heftig, daß sie lange keine Worte finden konnte.

„Und wußte er," fragte sie endlich, „wußte er das Alles damals schon, als er in der Residenz —"

„Nein, erst vor einem Monat hat ihn der Pastor über seine Herkunft aufgeklärt. Bis dahin hielt er

sich durch das bewußte Gelübde zum Schweigen verbunden; erst als die Lasten der Erziehung aufhörten, entband er seinen Pflegling von den Pflichten eines Sohnes."

„Dieser Pastor muß ein edler Mann sein!"

„Ja, mein Kind, obgleich seine edle Handlungsweise meine grausamste Strafe bildet. Dieser Mann ist ihm Alles gewesen, was ich ihm hätte sein sollen; mit tausend Banden hat er ihn an sich gekettet, mit Banden, die nur der Undank zerreißen könnte. Ich kann im glücklichsten Falle nur die zweite Stelle in meines Enkels Zukunft beanspruchen. Und auch diese scheint er mir nicht zu gönnen. Nicht sein Wille — ein übermächtiges Schicksal hat ihn in das Haus seiner Ahnen geführt. Nur die Hülflosigkeit hält ihn darin zurück — wenn er wieder Herr seiner Glieder ist, wer wird ihn halten? Ach, Anna, muß ich nicht seine Genesung fürchten? Hätt' ich ihn bloß gefunden, um ihn zu verlieren, ich überlebt' es nicht!"

XXXII.

Ewald Linden lag indessen auf seinem Folterbette, ohne zu ahnen, welche Hoffnungen und Befürchtungen seinetwegen die Gemüther der Schloßbewohner bewegten. Er erinnerte sich kaum der von Agias in seiner Erzählung geschehenen Erwähnung des Fremden und wußte von der Reise des Barons nichts, als das Abenteuer am Schlusse derselben. Ein Folterbett war ihm sein Lager aber weniger wegen der körperlichen Schmerzen, die mit jedem Tage schwächer und seltener wurden, als wegen der vielen peinlichen Gedanken, die ihn in dieser erzwungenen Unthätigkeit unabläßig bestürmten. Er befand sich nun doch wider seinen Willen in diesem Hause, das er sich gelobt hatte nie zu betreten; für den in seinen Augen geringen Dienst, welchen er jenen Leuten geleistet hatte und den ohne ihn der alte Agias wahrscheinlich eben so gut hätte leisten

können, bürdete er ihnen eine „lästige Einquartierung“ auf und „machte ihr Schloß zum Lazareth.“ So etwa drückte er sich in seinen Gedanken aus, welche stärker als je von den Eindrücken des letzten Besuches in der Residenz gefärbt waren. Freilich kämpfte gegen diese Auffassung ein anderer, neuerer Eindruck, eine Erinnerung, die ihn wie Lava durchströmte, so oft er sie dachte: das Bild eines über ihn gebeugten leichenblassen Gesichts, ein leiser Druck zweier sammetweichen Hände an seinen Schläfen, ein Blick aus zwei durch Thränen leuchtenden Augen — ach, dieser Blick! — Doch nein! „weibliche Schreckhaftigkeit“ — „Mitleid“ — dessen unfreiwillige Aeußerung man vielleicht jetzt bereute! — Doch auch gegen diesen Einwand stritt wieder eine noch neuere Erscheinung wunderbarster Art. In der zweiten Nacht, als er in einen unruhigen Halbschlummer gesunken war, glaubte er wie im Traume eine leise Frauenstimme zu hören, die an den alten Agias ängstliche Fragen richtete, vermischt mit melodischen Seufzern. Halb bewußt hatte er anfangs still gelauscht; als er aber endlich die zuckenden Augen nicht länger geschlossen halten konnte, glaubte er in dem matten Halbdunkel des Krankenzimmers wiederum jenes Antlitz, aber nur im Verschwinden zu

sehen, und er wagte den tyrannischen Agias nicht zu fragen, ob er geträumt oder gewacht habe. Der sonst so milde, harmlose Greis hatte sich nämlich an Ewald's Bette wirklich in einen mißtrauischen, bösartigen, zähnefletschenden Tyrannen verwandelt, welcher nicht nur seinem Pflegebefohlenen jede unnütze Rede und Bewegung unerbittlich versagte, sondern auch jeden Eindringling als Feind behandelte und möglichst kurz abfertigte; nur den „Satrapen," welcher als ruhiger, erfahrener Nestor Vertrauen erweckte, ließ er außer den Aerzten unbedroht eintreten und ihn zuweilen in seinem Wächteramte auf einige Stunden ablösen, aber auch dann blieb er im Zimmer und beschränkte sich darauf, sein Argusauge zu einem kurzen Schlummer zu schließen.

Für Ewald aber war die zarte, sorgenvolle Aufmerksamkeit des Barons noch quälender als der Despotismus des Anderen; er wollte diesem Mann nichts danken, er bemühte sich, ihn zu hassen, und wenn er dann wieder sein verfallenes trauerndes Angesicht mit dem Ausdruck ängstlicher, jeden Athemzug zählender Theilnahme sich zugewandt sah, hätte er sich an sein Herz stürzen und weinen mögen. Hätte sich dieses Schloß in eine Hütte, dieses seidene

Himmelbett in ein Strohlager verwandelt, jene weicheren Gefühle würden rasch gesiegt haben.

Ein Diener des Barons war auf Ewald's Verlangen nach Windheim geschickt, um aus seiner Wohnung Wäsche und einige Kleidungsstücke zu holen. Derselbe brachte auch einen Brief mit, welcher daselbst inzwischen für ihn angekommen war. Der Baron gab ihm denselben erst einige Tage nachdem ihn das Fieber völlig verlassen hatte und die Heilung im sicheren Fortschritt begriffen war. Ewald erkannte sofort die Schriftzüge des Dr. Moller, welchem er von Windheim zweimal geschrieben hatte, ohne bis jetzt Antwort zu erhalten. Eine traurige Ahnung durchbebte ihn, als er das Siegel brach. Sie wurde bestätigt. Der Arzt meldete ihm Antonien's Tod; bald nach seiner Abreise war trotz der sorgfältigsten Pflege ihre Krankheit heftiger aufgetreten, bis sie zuletzt in völliger Entkräftung sanft entschlafen war.

Einige Tage vor ihrem Ende hatte sie dem Doctor ein mit Oblate geschlossenes Blatt mit dem Auftrage übergeben, es nach ihrem Tode Linden zu schicken. Als Ewald dieses Blatt gelesen hatte, sank er wie gebrochen zurück; der Baron, welchen das geschäftsmäßige Ansehn des Briefes getäuscht

hatte, erschrak heftig und wollte ihm das Blatt wegnehmen. Linden aber hielt dasselbe fest und bemühte sich, ruhiger zu erscheinen; er versicherte dem Baron, das Schreiben enthalte nichts Wichtiges, er habe nur von der ungewohnten Anstrengung des Lesens einen plötzlichen, rein körperlichen Schwindel gefühlt. Dann schob er beide Briefe unter sein Kopfkissen an der Wandseite des Bettes.

„Sie könnten mir immerhin einiges Vertrauen schenken," sagte der alte Herr mit einem kummervollen Blicke; o meinen Sie, ich sähe nicht, daß Sie dieses Schreiben tief erschüttert? Es ist nicht plumpe Neugier, welche meine Frage veranlaßte; ich wünsche um Ihretwillen, daß Sie den quälenden Inhalt jenes Briefes nicht auf der Seele behalten. Oeffnen Sie Ihr Herz, wenn nicht gegen mich, vielleicht gegen Ihren Freund Agias."

„Herr Baron," sagte Ewald, „dieser Brief betrifft eine Unglückliche, die Ihnen sowohl, wie Dr. Musch völlig fremd und jetzt jeder menschlichen Hülfe, aber — auch jeder menschlichen Verfolgung entrückt ist. Und jenes Blatt enthielt nur einige Worte des Abschieds; aber ich las darin das ganze lange Weh eines verfehlten, in der Blüthe geknickten Lebens."

„Also eine Todesnachricht?“

„Ja.“

„Und — stand die Verstorbene Ihnen nahe?“

„Aeußerlich nein — aber ich nahm einen innigen Antheil an ihrem Schicksal. Um Ihnen zu beweisen, daß ich die Absicht Ihrer Frage dankbar zu würdigen weiß, will ich Ihnen diese traurige Geschichte kurz mittheilen.“

Er erzählte dem Baron in wenigen Worten das Schicksal Antonien's, aber mit schonender Discretion, so daß sie selbst, noch lebend, ohne Erröthen hätte zuhören können.

Eine Zuhörerin hatte er indessen wirklich bei seiner Erzählung, ohne es zu ahnen. Anna war ihrem Großvater gefolgt und erwartete ihn in dem Vorzimmer, um über das Befinden des Patienten zu fragen. Die ersten Worte, welche durch die dünne Tapetenthür zu ihr tönten, erregten ihr lebhaftes Interesse; ohne weitere Bedenken trat sie dicht an die Thür und hörte Ewald's ganze Erzählung; indem sie dieselbe mit jener peinlichen Mittheilung ihrer Mutter rasch combinirte, fiel es wie ein bedrückender Alp von ihrer Seele, und sie athmete tief und freudig auf: Linden erschien ihr wieder in dem reinen, leuchtenden Bilde, über welches jene

Verläumdung einen häßlichen Schatten geworfen hatte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihre Mutter und vielleicht selbst deren Gewährsleute durch den trügerischen Schein der Umstände getäuscht worden, und nur sich selbst klagte sie an, nicht besser widerstanden zu haben; besonders schwer fiel ihr aber jene letzte Begegnung in der Residenz auf's Herz, welche ihr noch wohl bewußt war — hatte sie doch nicht minder davon gelitten, als Linden selbst.

Mit stiller, heiliger Freude ging sie, Helenen aufzusuchen, welche sie früher nach langem Kampfe zur Vertrauten ihrer quälenden Erfahrung gemacht hatte, hoffend, sie sollte den Angeklagten vertheidigen, seine Schuld für unmöglich erklären und zu weiteren Nachforschungen ermuthigen; in welcher Erwartung sie sich aber bitter getäuscht fand. Die ohnehin scheue Helene, welche sich von dem treulosen Falk grausam vergessen glaubte, fühlte ein entschiedenes Mißtrauen gegen alle Männer unter funfzig Jahren; sie glaubte nur noch an edle Väter, Vormünder und Greise; der übrige Theil des Geschlechts erschien ihr mehr als verdächtig.

Da Anna die Freundin in ihrem Zimmer nicht antraf, suchte sie dieselbe im Park, und zwar wandte sie sich sogleich dem kleinen Hügel am Ufer des

Sees zu, auf welchem im Schirm und Schatten eines Gehäges von Birken und Haselbüschen eine Bank den Lieblingssitz der jungen Damen bildete, wo sie traulich und ungestört plaudern und weithin den See und die umgebende Uferlandschaft überschauen konnten, ohne doch selbst von einem zudringlichen Auge gesehen zu werden.

Aber was hemmte plötzlich den Schritt des Fräuleins, als sie um den Saum des kleinen Gehölzes bog? Was erstarrte sie zu einer sprachlosen Niobe? Wahrlich, ein nie geahnter, unglaublicher Anblick: die zarte, furchtsame Helene in lebhaftester Unterhaltung mit einem unbekannten großen, schwarzhaarigen Manne — in seinem Aeußern allerdings von Vertrauen erweckender Eleganz, aber weit unter funfzig Jahren! — Und mit welchen Blicken verschlang er sie, die eine Hand auf dem Herzen, mit der andern schwungvolle Gesten in der Luft beschreibend — sein Hut lag bereits zu ihren Füßen im Grase. Was erzählte er so lebhaft? Was hörte sie mit so innigem Antheil? — Und wozu trat er immer näher? Und sie, die sonst so Scheue, wich nicht zurück — und jetzt — o Schrecken! — lagen sie sich in den Armen.

In einem dunklen Bewußtsein, daß ihr Erscheinen

bei dieser Scene für alle Theile mehr störend und peinlich, als erfreulich sein dürfte, verließ Anna mit heroischer Selbstbeherrschung festen Schrittes den Schauplatz und begab sich, ohne umzusehen, nach dem vorderen Theile des Parks, wo sie, im Schatten einer Taxushecke in der Nähe des Hauses Platz nehmend, dem kühlen Geplätscher des Springbrunnens lauschend, über jenes unerhörte Ereigniß weiter nachsann und die fernere Entwickelung desselben mit verzweifelter Fassung erwartete. Nach einiger Zeit sah sie Fräulein Helene raschen Schrittes, mit einer sinnenden Miene, bald ängstlich gesenkten, bald selig aufleuchtenden Blicken durch die Kastanienallee dem Hause zuwandeln und die Marmorstufen hinauf in dem Portale verschwinden; sie war ziemlich nahe an Anna's Sitz vorbeigegangen, ohne diese zu bemerken.

„Sie ist sehr zerstreut," dachte Fräulein von Nörn und folgte ihr mechanisch in das Haus. Aber hier erwartete sie eine neue Ueberraschung. Als sie eben die in das obere Stockwerk führende Treppe hinauf gehen wollte. sah sie durch den Thorweg des Schlosses denselben schwarzhaarigen, elegant gekleideten Mann eintreten, welcher mit ihrer Freundin die Scene auf dem Hügel agirt hatte. „Der muß

fliegen können!" dachte sie, die Treppe rasch hinaufgehend. Als sie oben lauschend stehen blieb, hörte sie, wie unten der Fremde in einer melodischen Baßstimme den Diener ersuchte, ihn sofort bei dem Herrn Baron zu melden. Sie sah über das Treppengeländer, wie der Bediente mit einer Karte in der Hand nach den Zimmern ihres Vaters ging, während der Fremde summend auf und nieder wandelte.

XXXIII.

„Ich bedaure, Sie schon wieder stören zu müssen," sagte der Baron in das Krankenzimmer tretend zu Linden, welchem der alte Agias eine Comödie des Aristophanes erklärte; „aber da ist ein Mensch, der sich nicht abweisen läßt. Er nennt sich Falk, behauptet ihr ältester und intimster Freund zu sein und erklärt, das Haus nicht eher zu verlassen, als bis er sie gesehen und von ihnen persönlich seine Zurückweisung erhalten habe."

„Die er nicht zu fürchten hat!" rief Linden mit freudiger Erregung, sich in dem Bette aufrichtend. „Er sagt die Wahrheit, wenn er sich meinen Freund nennt, und ich wünsche nichts sehnlicher —"

„Als etwas mehr Ruhe!" unterbrach ihn Agias, indem er ihn mit sanfter Festigkeit in die vorgeschriebene Lage zurückpreßte. „Wenn aber," fuhr er mit scharfer Betonung fort, „dieser zudringliche

Ankömmling, wie ich fast vermuthe, jener unausstehliche Mensch ist, welcher Dich in Baktra verfolgte und sich wie ein phrygischer Tänzer kleidete, so muß ich mich feierlich gegen seine Zulassung erklären."

Linden versicherte dem Alten, daß er in einer wahrscheinlich durch die Aehnlichkeit der Namen entstandenen Täuschung befangen und der Besuchende ein Mann sei, dessen Bekanntschaft ihm Vergnügen machen werde. Trotz dieser Versicherung versuchte Agias noch einige Einwände zu machen, als der Gefürchtete bereits ganz unbefangen in's Zimmer trat.

„Entschuldigen Sie meine freundschaftliche Ungeduld!" sagte er zu dem Baron; „lassen Sie sich nicht stören!" zu dem in drohender Haltung aufspringenden Agias, indem er denselben mit einem energischen Händedruck wieder in seinen Sessel versenkte. Dann beugte er sich zu Linden und umarmte ihn herzlich, so weit es die Lage desselben gestattete und erkundigte sich nach den näheren Umständen seines Unfalls.

Der Baron hatte sich zurückgezogen; Troll nahm einen Stuhl und setzte sich an Ewald's Bett dem alten Agias gegenüber, welcher ihn würdevoll fixirte. Ewald beeilte sich, seinen Freund mit den Eigenthümlichkeiten des Dr. Musch bekannt zu machen,

wobei er sich der englischen Sprache bediente, in welcher ihm Troll antwortete. Der Alte hörte mit Entsetzen diese wunderbaren Laute und zog sich mißmuthig mit seinem Aristophanes in die Fensternische zurück, von wo er, scheinbar lesend, Troll wie ein gefährliches Thier ängstlich bewachte.

„Und woher kommst Du eigentlich?“ fragte Linden; „ich glaubte Dich längst wieder in der Hauptstadt.“

„Im Gegentheil! ich bin erst seit einer Woche von dort abgereist. Die Uebergabe-Angelegenheit hatte sich verzögert, und in Folge davon auch unsere Reise; was im Grunde recht gut war. Ich habe nun mein Engagement in Ordnung gebracht und —“ hier stockte er und blickte Linden zweifelnd an.

„Du wolltest von Antonien reden,“ sagte dieser, in seiner Miene lesend, „ich weiß. Warest Du — bei ihrem Ende zugegen?“

„Ja, Linden; Gottlob, es war leicht und schmerzlos: ihr armes Leben verlöschte wie eine Kerze — sie hatte kurz vorher Deinen letzten Brief durch Dr. Moller erhalten; das war ihre letzte Freude auf dieser Welt. Laß uns nicht mehr davon reden.“

„Du lebst jetzt bei Deinem Onkel in Reichenau?“ fragte Linden nach einer Pause.

„Eigentlich nicht mehr; ich hab' ihn gestern verlassen. Mit genauer Noth hatt' ich einen Urlaub von zehn Tagen erlangt; davon hab ich den größten Theil seinen Angelegenheiten gewidmet; es war eine schreckliche Verwirrung. Jetzt ist das Nöthigste geordnet und ich danke dem Himmel, daß ich nichts mehr damit zu thun habe. Der Onkel ist indessen ganz mit seinem Besitzthum ausgesöhnt; er gehört zu den Glücklichen, die allen Dingen, die sie einmal haben, eine rosige Seite abgewinnen. Er begeistert sich für die Landwirthschaft und nebenbei für allerlei romantischen Unsinn, schwärmt in demselben Athem für Stallfütterung und Majoratserrichtung, Schweizerkühe und Familienstatuten, Erbbegräbniß und Merinoschafe. Dabei schreitet er über seine Aecker, als wären lange Generationen von Troll'schen Ahnen vor ihm darauf umherspaziert und redet mit seinen Pflügern und Kuhhirten, wie ein schottischer Clansherr bei Walter Scott mit seinen Hintersassen."

„Und Du willst also Deinem Berufe getreu bleiben?"

„Ja; ich habe mich auf zehn Jahre fest engagirt; just um mir eine Fessel anzulegen, daß ich nicht wieder in's Vagabondiren verfalle. Ich will eine Art Philister werden."

„Der Abwechselung wegen? Ich bin neugierig, wie Du Dich in dieser Metamorphose ausnehmen wirst."

„Das bin ich selbst; aber ich denke, es soll mir recht wohl darin werden."

„Das hoff' ich; o Du bist ein glücklicher Mensch; Dein Beruf entspricht Deiner Neigung, Deinem Talent —"

„Pah, jeder Beruf ist mehr oder weniger eine Sclaverei."

„Ja, aber mit Unterschied. Ich denke mir den Deinigen sehr interessant."

„Wie man es nehmen will. Wenn ich immer nur die Rollen zu spielen brauchte, die mich anziehen, in denen ich mich zu Hause fühle — aber was für abgeschmackte Figuren müssen wir oft machen! Sind wir nicht an die Fehler und Fadaisen jedes erbärmlichen Dichterlings wie an einen Pranger gebunden, dürfen nichts ändern, müssen für seine Dummheiten büßen, die wir nicht verschuldet haben! Da soll man mit Sinn und Geschmack darstellen, was ohne Sinn und Geschmack entworfen, beleben, was todt geboren ist! O Du glaubst nicht, wie uns diese poetischen Pfuscher oft maltraitiren. Doch — wir geben es ihnen gelegentlich zurück. Alles ist

gegenseitig. Wo Licht ist, muß man sich auch den Schatten gefallen lassen. Jedenfalls hab' ich die beste Absicht, trotz alledem recht glücklich zu werden; und das erwart' ich von Dir auch."

„Unsere Rolle hat sich umgekehrt," sagte Linden mit einem trüben Lächeln, „früher nanntest Du das Leben eine Posse, und ich hoffte, alles Glück darin zu finden — jetzt bin ich so ziemlich zu Deiner damaligen Ansicht bekehrt, und es scheint mir zuweilen eine recht traurige Posse. Jetzt bist Du es, der Alles von sich selbst, von der Allmacht seines Willens erwartet, während ich — dem Schicksal Alles überlassen muß. Unsere Grundsätze können uns von Schlechtigkeiten abhalten — aber glücklich machen kann uns nur eine Verbindung von Umständen, die unserm Willen nicht gehorcht und unserer besten Vorsätze spottet."

„Das ist falsch," sagte Agias vortretend, „der Weise ist glücklich, allen äußeren Umständen zum Trotz. Seht mich an, meine Freunde! Alles, was das Glück der Menschen auszumachen pflegt, hab' ich verloren. Ohne Weib und Kind, ohne Heerd, ohne Vaterland leb' ich unter unwissenden Barbaren, verfolgt von Spöttern und Magiern; und dennoch — sage selbst, o Charikles! hast Du mich je mürrisch

oder verzagt gesehen? habe ich jemals jene heitere Ruhe und Gelassenheit abgelegt, welche den Sohn des Sophroniskus in allen Lagen des Lebens begleitete, auch vor seine ungerechten Richter, so daß es nach der Verurtheilung schien, als wenn er der Richtende, jene aber die Gerichteten wären. Der freilich, welcher nach Art des großen Haufens seine Glückseligkeit in äußere Umstände setzt, kann so wenig sein Ziel erreichen, als ein Kranker, der dadurch genesen wollte, daß er sich in schöne Kleider hüllte! Wahrlich, nicht in den äußeren Dingen, nicht in Landgütern, vielen Sclaven und kostbaren Geräthen, noch in Aemtern und Ehrenstellen müssen wir unser Heil suchen, sondern darin, daß wir erkennen, was schön und gut sei, und danach unsere Handlungen und Beschäftigungen einrichten. Denn wenn es auch nicht für gering zu achten ist —"

Bei dieser Stelle wurde Agias durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher ihn ersuchte, zu Tisch zu kommen und eine gleiche Einladung von Seiten des Barons an Troll ausrichtete, die dieser bereitwillig annahm.

„Gehen wir denn!" sagte Agias, „denn auch das scheint der Weisheit nicht zu widerstreben, daß wir durch eine passende Auswahl von Speisen und

Getränken unsere Körper in eine solche Verfassung setzen —“

„Um eine angenehme Mittagsruhe halten zu können,“ ergänzte Troll rasch, um einer zu ausführlichen Begründung jener Wahrheit vorzubeugen.

Am Nachmittag blieb Linden ziemlich einsam; der alte Agias bildete seine einzige Gesellschaft. Erst gegen Abend trat Falk, mit dem Hut in der Hand, eilig ein, umarmte den Patienten heftig und sagte: „Sei nicht böse, daß ich heute so unstät bin — morgen werd' ich das Versäumte nachholen!“ Mit diesen Worten verschwand er eben so rasch, als er gekommen war.

Bald darauf erschien der Baron, um Agias auf eine Stunde abzulösen. Als er mit Linden allein war, erkundigte er sich, ob Falk wirklich sein Freund und was für eine Art von Mensch derselbe sei. Ewald schilderte mit Wärme Troll's liebenswürdige Eigenschaften.

„Ich zweifle nicht an seiner Munterkeit, seinem Geist und seinen Talenten,“ sagte der Baron; „ich habe bereits in den wenigen Stunden in dieser Hinsicht eine sehr günstige Meinung von ihm bekommen, glaube Ihnen auch, daß er ein edles Gemüth hat — aber was halten Sie von seinem Charakter?

würden Sie ihm Ausdauer, Festigkeit, Consequenz zutrauen?"

„Früher, aufrichtig gestanden, hätt' ich diese Frage eher verneint," versetze Ewald; „seit unserm Wiedersehn aber vor etwa zwei Monaten nach langer Trennung find' ich meinen Freund sehr verändert; und wenn ich bedenke, aus welchem Zustande, aus welcher Indolenz, fatalistischen Gleichgültigkeit, moralischen Erschlaffung, aus welchen seltsamen Conflicten seiner äußern Lage er sich, ohne Jemandes Rath oder Hülfe zu begehren, plötzlich aufgerafft und in wenigen Jahren zu seiner jetzigen Stellung durchgekämpft hat — wenn ich bei jeder Gelegenheit sehe, mit welcher Entschiedenheit und klaren Zuversicht er Alles angreift, sich und Andere bestimmt, wahrlich! so kann ich ihn nur bewundern und glücklich preisen!"

„Das ist ein stolzes Lob, welches Sie ihm da zollen. Doch glauben Sie auch an Treue in seinen Gefühlen und Zuneigungen?"

„Hab' ich nicht an mir selbst den besten Beweis davon? Und ich wüßte noch andere."

„Erzählen Sie mir — ich werde nicht müde, von ihm zu hören!"

Ewald erzählte verschiedene Züge aus Troll's Studentenleben, seine hülfreiche Theilnahme für die

verstorbene Antonie, sein Benehmen gegen seinen Onkel. Er nannte dabei gelegentlich dessen Namen.

„Troll!“ rief der Baron überrascht; „wäre das jener Käufer von Reichenau?“

„Nun freilich, ich glaubte, Sie wüßten davon.“

„Ihr Freund hat mir nichts von dieser Verwandtschaft gesagt, und so viel ich glaube, hat hier Niemand außer Ihnen eine Ahnung davon. Und dieser Onkel ist also vollständig mit ihm versöhnt?“

„Er vergöttert ihn und möchte ihn am liebsten bei sich in Reichenau behalten.“

„Das Alles interessirt mich weit mehr als Sie glauben,“ sagte der Baron mit sichtlicher Freude.

Ewald lächelte und schwieg.

Am folgenden Tage hielt aber Troll keineswegs Wort; er erschien in dem Krankenzimmer nur auf Augenblicke wie ein Wetterleuchten, zum wiederholten Schreck des alten Agias, den dieses sonderbare Betragen in eine eines Weisen fast unwürdige Aufregung versetzte. „Ich begreife nicht, Charikles,“ sagte er mit erhabener Entrüstung, „wie ungeschickt und übereilt Du in der Wahl Deiner Freunde bist! Dieser Bursche ist fast noch schlimmer als der frühere!“ Mit diesen Worten verriegelte er die Thür,

und Troll mußte seinem Freunde die gute Nacht draußen wünschen.

Am folgendeu Morgen aber stellte er sich ungewöhnlich früh ein, erkundigte sich ungewöhnlich sanft nach Ewald's Befinden und drückte ihm wiederholt die Hand. „Linden,“ sagte er endlich, „ich könnte eigentlich recht unglücklich sein, wenn ich es mir erlauben wollte; aber Du weißt, es ist gegen meine Grundsätze. Also, um es kurz zu machen, ich muß abreisen — mein Urlaub ist schon seit gestern abgelaufen; also lebe wohl, beschleunige Deine Heilung ein wenig, aber verlängere Deinen Aufenthalt hier so viel als möglich, jedenfalls bis zum August, wo meine Ferien beginnen — und dann wollt' ich Dir noch sagen, ich bin jetzt verlobt; mit wem, weißt Du schon — also ein doppelter Sclave — wenn Du erst wieder auf Deinen Füßen stehst, sei kein Narr und folge meinem Beispiel!“

„Und Du, o Agias!“ wandte er sich zu dem Alten, welcher murrend an das Bett trat, „zürne mir nicht länger mit finster rollenden Blicken. Ich werde Dir Deinen Charikles nun zur alleinigen Herrschaft überlassen, pflege ihn auch ferner mit bewährter Treue nnd reiche mir, o Trefflicher, zum Abschied Deine versöhnte Rechte.“

„Wahrlich, o Jüngling,“ sagte der Alte, seine Hand etwas widerstrebend dem Störenfried überlassend, „dieses möchten wohl die ersten verständigen Worte sein, die ich aus Deinem Munde höre. Ich selbst würde jenen Deinen Rath schon längst dem Charikles gegeben haben, wenn ich nicht erst seine Genesung erwarten wollte; und darin bewährtest Du Dich wieder als wenig umsichtig, daß Du ihn, den noch Kranken, mit solchen Gedanken beunruhigst. Mögest Du in dem Monat, welchen Du nanntest, weiser und weniger ungestüm zu uns zurückkehren. Die aber, welche Du, wie ich wohl schon bemerkt habe, zum Weibe erkoren hast, ist eine schöne, wohlgebildete Jungfrau, wie Jene, welche Achilleus den Ringern zum Kampfpreise aussetzte,

„Klug in menschlicher Kunst und geschätzt vier Rinder
an Werthe.“ –

„Sehr schmeichelhaft!“ rief Troll laut auflachend, „aber das muß sie wissen,“ und eilte hinaus, während ihm der Alte kopfschüttelnd nachsah.

XXXIV.

Inzwischen nahm die Heilung Linden's einen günstigen Verlauf; die Aerzte konnten nicht genug seine gute Natur rühmen und verhießen ihm baldige Herstellung. Er schlug deshalb dem Baron vor, ihn nach Windheim zurückfahren zu lassen. Dem Greise waren diese Worte wie ein Stich ins Herz. „Sie scheinen," sagte er mit gekränkter Miene, „dieses Haus sehr zu hassen, daß Sie den Augenblick nicht erwarten können —"

„O nein, nein!" rief Linden, ihn lebhaft unterbrechend, „aber ich sehe keinen Grund mehr, Ihre aufopfernde Pflege länger zu dulden; Sie widmen mir so viel Sorge und Zeit —"

„Von einem Leben," unterbrach ihn jetzt seinerseits der Baron, „das ohne Sie, um mit Agias zu reden, dem Hades unrettbar verfallen war. Nein! ehe Sie nicht vollständig hergestellt, dürfen Sie mein

Haus nicht verlassen; kränken Sie mich also nicht mit solchen Zumuthungen."

Ewald äußerte den Wunsch, an seinen Vater zu schreiben; er hatte demselben einige Tage vor dem Unfalle zuletzt geschrieben und noch keine Antwort erhalten, worüber er sich einige Sorge machte, obgleich er den Pastor als einen etwas trägen Correspondenten kannte. Der Baron suchte ihn darüber zu beruhigen und erbot sich, selbst an den Pastor zu schreiben, was Ewald aber eifrig ablehnte. Indessen befolgte er den Rath des Barons, seine völlige Genesung zu erwarten, damit er diese gleichzeitig mit dem Unfall melden könne.

Je schweigsamer der Pastor, desto mittheilsamer war ein anderer Correspondent Lindens, nämlich Krack. Von diesem erhielt er zur Unterhaltung auf seinem Krankenlager wohl ein halbes Dutzend Briefe, voll Politik und Nahrungssorgen, welche alle mit der Formel schlossen: „Sollte dieser Brief, wie ich fast fürchte, von der Post unterschlagen werden und somit nicht in Deine Hände gelangen, bitte ich mich davon zu benachrichtigen."

Um Mittag pflegte Ewald einige Zeit allein zu bleiben, da sich Agias dann zu Tische begab. Während dieser Stunde bemerkte er häufig einen ihm un-

bekannten Menschen, welcher leise eintretend sich in dem Zimmer allerlei zu thun machte, dabei aber verstohlen nach ihm herüberschielte, besonders wenn er zu schlafen schien. Er hatte die Besuche dieses stummen Gastes bis jetzt wenig beachtet, indem er ihn für einen von den Dienstboten hielt; aber heute, als er von einem Buche, in welchem er las, zufällig aufblickte, sah er denselben mit verschränkten Armen in tiefer Betrachtung vor sich stehen. Er blickte ihn verwundert an.

„Calculire, der Herr werden nun bald wieder aufstehen," sagte Jener, zum ersten Mal redend, mit einem freundlichen Grinsen.

„Das hoff' ich allerdings," versetzte Linden lächelnd, „ich danke Ihnen."

„Der Herr kennen mich wohl nicht?"

„Nein!"

„Aber —" hier machte er eine geheimnißvolle Miene und sah ängstlich umher — „ich kenne den Herrn, und — hahaha! schon sehr lange. Brauchte nur meinen Namen zu nennen, — aber heute noch nicht — oder wenn Sie meinen?" Er schien unschlüssig.

„Ich bitte darum," sagte Linden, welcher sich

im Stillen fragte: ob er mit einem Irrsinnigen zu thun habe.

„Aber Sie müssen mich nicht verrathen, Niemand sagen, daß ich hier gewesen — ich bin der Conrad Lippelt — Sie wissen?"

Und nachdem er diese Worte mit großer Anstrengung hervorgestoßen, blickte er Linden ängstlich an.

Dieser, welcher sich den Namen noch dunkel aus seiner Kindheit erinnerte und kürzlich wieder in den Briefen seines Vaters, welche derselbe aus Amerika an den Pastor geschrieben, gelesen hatte, richtete sich fast erschrocken auf und betrachtete den Mann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Antheils.

Lippelt trat näher und wollte Ewald's Hand ergreifen, als er Schritte hörte. Er legte den Finger auf den Mund, nickte Linden bedeutsam zu und eilte hinaus, den eben eintretenden Agias fast umstoßend.

„Was wollte dieser Mensch hier?" — fragte Agias.

„Kennst Du ihn?"

„Es ist der Fremde, welcher vor einem Monat hier ankam und sich im Hause umhertreibt, ohne daß ich wüßte, als was."

„Und weißt Du nicht, aus welchem Lande er kommt?"

„Weither aus einem Lande, welches sie Amerika nennen und welches nach Allem, was ich darüber höre, noch hinter der Insel Atlantis liegen müßte, von welcher Platon erzählt; doch ich halte ihn für einen Schwätzer, wie es deren giebt, die von fabelhaften Reisen bis nach den Pygmäen und Lotofagen und von wunderbaren Inseln und Ländern erzählen, welche sie in Wirklichkeit nie gesehen haben."

Es schien Ewald jetzt kaum noch zweifelhaft, daß der Baron von Allem unterrichtet sein müsse. Er empfand darüber eine große Unruhe; die widerstrebendsten Gefühle bestürmten sein Herz. Er zwang sich zu einer nochmaligen festen Erwägung aller Umstände, der vergangenen und gegenwärtigen Verhältnisse und faßte endlich nach langem Kampfe einen Entschluß, den er für unwandelbar hielt.

So kam der Tag heran, an welchem er zum ersten Male wieder aufstehen und die lange gefesselten Glieder erproben durfte. Die ersten Versuche zum Gehen fielen aber so ungünstig aus, daß er sich den schwärzesten Besorgnissen hingab, welche er jedoch gegen Niemand äußerte. Am Morgen des dritten Tages hatte er indessen schon Kraft und Uebung gewonnen, um am Arme des alten Agias nach einem andern Zimmer zu

schleichen, welches der Baron wegen der angenehmeren Lage zu seinem fernern Aufenthalt bestimmt hatte.

Ewald's erster Blick beim Eintritt in diese neue Wohnung fiel durch das einzige hohe Bogenfenster derselben in den Park, auf die stattlichen Baumgruppen, deren Wipfel die Morgensonne vergoldete; tausendstimmiger Vogelgesang tönte ihm aus dem grünen Dom entgegen und erfüllte mit einem langentbehrten Wonnegefühl seine ermattete Seele. Und als er dann den Blick niedersenkte auf die duftigen Rasenplätze, aus denen Millionen Thaudiamanten den himmlischen Strahl zurückblitzten, als er den immer und immer wieder aufsteigenden und zerstäubenden Quell des Springbrunnens mit einem erfrischenden Schauer empfand, — da ward es leicht und sonnig in seiner Seele, wie draußen in der prangenden Gotteswelt, und er hätte aufjauchzen mögen vor Lust und Lebensmuth.

Als er endlich, wie in einer süßen Betäubung, vom Fenster zurücktrat und mechanisch in die schwellenden Polster eines Sessels sank, und als er die halbgeschlossenen Augen wieder aufschlug: da erstarrte sein Blick, wie von einem plötzlichen Zauber, vor zwei Gestalten, welche ihn aus vergoldeten Rahmen von der gegenüberliegenden Wand in stiller Ver-

klärung anschauten. Die eine dieser Gestalten, so bekannt, lächelte ihn mit dem treuen milden Mutterauge an; in der andern glaubte er sich selbst zu erblicken; aber sein Gefühl sagte ihm: es war das Bild seines Vaters.

Da hörte er neben sich leise schüchterne Tritte; der Baron stand vor ihm, zitternd von innerer Bewegung, mit einer stummen Bitte in seinen verfallenen Zügen. Ein Augenblick — und der Greis und der Jüngling lagen sich weinend in den Armen.

Es war wohl eine lange Weile vergangen, ohne daß ein Laut in dem stillen Zimmer ertönte, ohne daß einer der Beiden das heilige Schweigen zu brechen wagte. Der durch die bunten Fensterscheiben flimmernde Sonnenstrahl umspielte freundlich die lächelnden Abbilder der Todten, in deren Anblick sich die feuchten Augen der Lebenden wehmuthsvoll begegneten. Und aus dem blauen Himmel schien es zu mahnen: Vergesset, vergebt, liebt euch, ihr Armen, ehe auch Euer Herz erstarrt!

„Mein Sohn," sprach endlich der Greis mit weicher Stimme, „es ist traurig, wenn sich das Alter der Jugend gegenüber anklagen muß. Hab ich gefehlt, so fehlt' ich aus Ueberzeugung; irrte ich, so irrte ich mir; haben Andere von meinem Irrthum

gelitten, litt ich doch selbst am längsten und schwersten. Ich will nicht richten über das Geschehene, nicht fragen, ob die Verschuldung getheilt war; ich weiß nur, daß ich an meinem Theil schwer zu tragen habe. Hier vor jenem Bilde hab' ich lange, bange Nächte wach gesessen, ohne Trost, ohne Hoffnung. Der Himmel war milder gegen mich, als ich selbst: er gab mir diesen Augenblick. Willst Du grausamer sein, als das Schicksal? könntest Du sein Geschenk zu Schanden machen? Wohl! prüfe Deine Kraft — brich mein Herz, wenn Du kannst!"

„O mein Vater!" rief Ewald vorwurfsvoll und ergriff die Hände des Greises.

Dieser drückte ihn wiederholt an sein Herz.

„Willst Du also," fragte er mit ängstlicher Freude, „diese Marterkammer der Erinnerung zu einer Stätte des Trostes machen, das Haus Deiner Väter nicht mehr hassen, den kleinen armen Rest meines Lebens bei mir ausharren? — Versprich mir! — Warum schweigst Du?"

„Mein Vater," sagte Ewald unter schwerem Kampfe, „wie könnte ich anders, als Sie lieben! Mein Herz gehört Ihnen längst — aber — doch lassen Sie uns davon später reden!"

„Nein, jetzt! Was meinst Du?"

„Wohlan denn — ich darf das Vermächtniß meiner Aeltern nicht verleugnen; — dieses Vermächtniß ist ein Leben der Entsagung und Arbeit und der schlichte Name jenes Mannes, den ich mit Stolz meinen zweiten Vater nenne. O wähnen Sie nicht, daß irgend ein Schatten von — Empfindlichkeit sich unter dieser Bedingung versteckt! — Aber die heilige Stimme der Ehre fordert sie; oder soll ich die Wohlthaten verläugnen, denen ich verdanke, was ich bin? — Nein, quälen wir uns nicht über den armseligen Tand, um die öden Eitelkeiten der Welt, für deren Götzendienst — schon so viel Besseres geopfert wurde! Geben wir das Heiligthum dieser Stunde nicht den Zungen der Menschen, ihren niedrigen Kritiken, ihren herzlosen Deutungen, ihrem Pöbelwitz preis — mit einem Worte: lassen wir äußerlich Alles, wie es durch den Lauf der Dinge geworden ist, und unser Glück bleibe unser Geheimniß!“

„Sehr schön, aber sehr egoistisch!“ ertönte jetzt eine Stimme hinter Ewald und als er sich bestürzt umwandte, erblickte er Anna von Nörn, welche ihre Rührung vergebens unter der Maske einer heiteren Unbefangenheit zu verbergen strebte. „Und zum Glück auch zu spät!“ fuhr sie durch Thränen lächelnd fort; „denn dieses Geheimniß wissen zu viele Personen,

als daß es ein solches bleiben könnte. Gönnen Sie mir also die Freude, in dem Retter meines Lebens einen nahen Verwandten und den Erben dieses edlen Hauses zu begrüßen. Der seltene Mann aber, dem wir dieses Glück verdanken, ist ganz mit den Wünschen unseres Großvaters einverstanden."

„Und woher wissen Sie das?"

„Von ihm selbst."

„Er wäre hier!" rief Ewald mit dem Ausdruck ängstlicher Freude.

„Ich habe ihn gebeten, unser Fest zu theilen," sagte der Baron; „ich darf mich bereits seiner persönlichen Bekanntschaft rühmen. Wir erwarten ihn stündlich. Und bis dahin, mein Sohn, bitte ich Dich Dein letztes Wort zu verschieben. Ich müßte sehr klein denken, wenn ich Deine hochsinnigen Gefühle nicht zu würdigen wüßte; indessen — wir dürfen uns in Lebensfragen nicht bloß von Gefühlen bestimmen lassen; den Pflichten, auf welche Du Dich so warm berufst, stehen andere Pflichten gegenüber; deshalb entscheide Dich nicht eher, als nach einer reiflichen Berathung mit Deinem besten und wahrsten Freunde, der — daß Du mich nicht falsch beurtheilst — in keiner Weise unter diesen Veränderungen leiden und nichts von seinen heiligen Rechten opfern darf."

Ewald drückte dem Baron dankbar die Hand. Dann wandte er sich zu dem Fräulein und sagte mit männlicher Fassung: „Mein Fräulein, ich verkenne nicht das hohe Glück, Sie meine Cousine nennen zu dürfen, und möchte mir der Himmel Gelegenheit geben, Ihnen meine treuen Gesinnungen durch die That zu beweisen! Den andern Titel dagegen, welchen Sie mir so großmüthig beilegen wollen, werde ich nicht beanspruchen. —"

„Das ist wider unsern Vertrag!" rief der Baron, ihn unterbrechend. „Wir beanspruchen Manches nicht, was wir uns schließlich doch gefallen lassen müssen — also davon jetzt kein Wort mehr! —"

Nicht unwillkommen erschienen unter diesen Umständen verschiedene Personen, welche den vom Krankenlager Erstandenen zu seiner Genesung beglückwünschen wollten, zunächst Helene von Reichenau, die ihm eine mit Anna gemeinschaftlich gearbeitete Stickerei überreichte und erröthend seine Gratulation zu ihrer Verlobung empfing; dann der alte Agias, welcher dem „Satrapen" erklärte, daß er nur dann sein Gastfreund bleiben könne, wenn Charikles ebenfalls auf der Burg seinen Wohnsitz nehmen würde, widrigenfalls er mit demselben von dannen ziehen müsse. „Ich habe Dir, sagte er, „über diese An-

gelegenheit einen wohlerwogenen Plan mitzutheilen, welchen Du, wie ich glaube, gewiß als einen vortrefflichen und von den Göttern selbst eingegebenen erkennen uud annehmen wirst!" Er blickte dabei mit bedeutsamer Miene bald auf Linden, bald auf Fräulein von Nörn, welche ganz wider ihren Willen errötheten. Zum Glück erschien jetzt unter tiefen Verbeugungen Conrad Lippelt, welcher „calculirte", daß nun der Augenblick zu einer legitimen Erklärung auch seinerseits gekommen sei. Seine Rührung war unverstellt, seine Haltung fast würdevoll bis auf die rothe Weste, und seine Verdienste fanden bereitwillige Anerkennung. Der Baron forderte ihn auf, seine Wünsche für die Zukunft offen zu erklären. Lippelt „calculirte" nach einigem Sträuben, daß er eine merkwürdige Anhänglichkeit für die Heimath habe — daß er — Alles überlegt — den Amerikaner ausziehen und wieder ein Deutscher werden möchte, daß in der Querdorfer Feldmark eine zur Herrschaft gehörige Meierei erledigt sei, welche bescheidenen Ansprüchen genügen dürfte, um so mehr, als er sich nicht mehr zu verheirathen, sondern in single blessedness seinen letzten Tag zu erwarten gedenke, nach welchem dann das betreffende Besitzthum an den Gutsherrn zurückfallen würde.

Sein Wunsch wurde mit dem Bemerken gewährt, daß er es mit dem Heirathen ganz nach Belieben halten dürfe und ihm wie seinen etwanigen Nachkommen die betreffenden Gerechtsame in aller Form verliehen sein sollten. Worauf er „calculirte“, daß die Uneigennützigkeit zuweilen bessere Geschäfte mache, als die gewiegteste smartness.

Der Pastor Linden kam leider nicht, sondern zwei Briefe desselben; der eine an den Baron, in welchem er sich für jetzt mit Amtsgeschäften entschuldigte, aber im Laufe der folgenden Woche seinen Besuch versprach, der andere sehr lange mit doppelter Dinte wie eine Predigt geschriebene an Ewald. Die Frage über die Pläne des Barons für Ewald's Zukunft war darin gründlich erörtert, das contra mit schwarzer, das pro mit rother Dinte; der Schluß war roth.

XXXV.

Einige Tage hindurch blieb Alles im Schlosse in Ungewißheit. Ewald hatte den Brief seines Pflegevaters wieder und wieder gelesen, ohne zu einer bestimmten Erklärung gelangen zu können: ein Hinderniß blieb für ihn durch alle Gründe des Pastors unerschüttert. Anna von Nörn galt bis jetzt in den Augen der Welt als die dereinstige Erbin der großen Herrschaft ihrer Vorfahren; Ewald's Vater hatte, obgleich ohne irgend eine gesetzlich bindende Formalität, auf seine Erbansprüche verzichtet; freilich geschah dieser Verzicht damals nur in dem Sinne, daß der jüngere Sohn an die Stelle des verstorbenen treten sollte; der weiblichen Linie war dabei nicht gedacht. Trotz alledem erschien sich Ewald seiner Cousine gegenüber wie ein Räuber, wenn er jetzt in jene von seinem Vater vielleicht mit Unrecht aufgegebene Stellung wieder eintreten wollte. Früher,

vor jenem unseligen Augenblick, dessen Erinnerung nichts in ihm zu verlöschen vermochte, hätte er leicht den Muth gefunden, jenen Conflict im Sinne des alten Agias zu lösen; hätte er doch damit nur seinem innersten Gefühl den lange versagten Ausdruck gegeben — und damals glaubte er hoffen zu dürfen, daß jenes Gefühl in Anna's Herzen ein Echo finden würde.

Es giebt Menschen, die sich mit einer selbstquälerischen Grausamkeit gegen die Erkenntniß ihres Glücks verblenden, mit krankhafter Bitterkeit Alles übertreiben, was ihren Hoffnungen zu widersprechen scheint, — Unglückliche, welche zuweilen über ein Mißverständniß das große Loos ihres Lebens verlieren. In dieser Gefahr befand sich Ewald. Was Alle um ihn sehen konnten — er sah es nicht oder strafte seine eigenen Augen Lügen. Alle Eindrücke der letzten Zeit, alle Lichtstrahlen der Gegenwart erloschen in dem traurigen Schatten jener Erinnerung. Dennoch war er entschlossen, um jeden Preis seine Zweifel aufzuklären; aber er bebte vor dem Moment zurück, welcher über sein Schicksal entscheiden und vielleicht — die Leuchte der Hoffnung auf immer auslöschen sollte.

Jeden Morgen erhob er sich mit dem Entschlusse,

den großen Wurf zu wagen; aber wenn sich dann der günstige Augenblick zu bieten schien, bebte er zurück wie ein Verbrecher vor dem Todesurtheil. Dem alten Agias wich er ängstlich aus; die Anspielungen desselben erschienen ihm wie eine Entweihung des Heiligsten; er verwünschte fast seine Gegenwart. Der gute Alte hatte in seiner antiken Naivetät keine Ahnung von der peinlichen Zartheit, mit welcher gefühlvolle Barbaren solche Fälle behandeln; er wollte das Glück der Liebenden beschleunigen und sah sich von beiden wie ein bösartiger Spötter gefürchtet und gemieden.

Doch endlich siegte in Ewald's Gemüth eine tiefe Schaam über seine Schwäche. Es sollte enden, so oder so. Früh am Morgen durchwanderte er mit großen Schritten den Park, sich innerlich zu dem heiligen Kampfe rüstend, jeden Ausfall entschlossen in's Augen fassend, und sein Benehmen im Voraus bestimmend. Als er zu der gewöhnlichen Stunde am Frühstückstisch erschien, war er ungewöhnlich lebhaft und gesprächig; er politisirte mit dem Baron, scherzte mit Fräulein von Reichenau, ja wagte sogar den furchtbaren Agias wiederholt durch neckische Ausfälle zu reizen; dieser aber lächelte und lobte ihn: „Wahrlich, o Charikles," rief er, „es ist Zeit, daß Du dem Asklepios das übliche Opfer darbringest — denn

erst jetzt scheinst Du mir wahrhaft von Deiner Krankheit genesen."

Als die jungen Damen ihre gewohnte Promenade durch den Park antraten, gesellte sich Ewald zu ihnen, ohne um Erlaubniß zu fragen. Er war sehr aufmerksam, bückte sich um jede Blume, welche seine Begleiterinnen zu interessiren schien; und wenn er von ungefähr Anna's Kleid streifte, oder ihrem Blicke begegnete, fühlte er sich wunderbar beglückt und ermuthigt; Helene aber lächelte schelmisch in sich hinein und trieb allerhand kindische Possen. Als sie an das Ufer des See's gelangten, schlug Ewald eine Fahrt in der am Ufer liegenden Gondel vor.

„Ja, wenn wir uns Ihnen anvertrauen könnten?" sagte Helene schelmisch; „aber mit Ihren zarten, weißen Händen mögen Sie wohl die Feder, aber schwerlich zwei schwere Ruder führen!"

„Sie können es immerhin wagen," versetzte er; „ja vielmehr muß ich jetzt darauf bestehen, damit meine armen Hände Gelegenheit finden, Ihre kränkenden Zweifel zu widerlegen."

„Wohlan!" rief Helene, „diese Satisfaction soll Ihnen werden — aber wehe, wenn Sie nicht bestehen! doch dann muß ich erst unsere Mantillen holen!"

Mit diesen Worten hüpfte sie von dannen, bevor Ewald jenen Dienst für sich beanspruchen konnte; wozu er sich vielleicht erboten hätte. Aber nein! dies war nicht der Augenblick, höflich zu sein.

Anna stand unter einer Trauerweide, deren lange, wogende Zweige über den See hinaushingen, und sah träumerisch in die von den Farben der Bäume schillernde Fluth. Ewald verharrte einige Secunden schweigend; seine Pulse schlugen stärker; er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen schoß.

„Mein Fräulein,“ sagte er, einen halben Schritt näher tretend, „wenn früher in frommen Zeiten Leute eine Seereise antraten, pflegten sie vorher zur Beichte zu gehen und ihre Gewissen zu erleichtern; ich möchte fast dem Beispiel folgen.“

„Fühlen Sie sich von einer Schuld beladen?“ fragte Anna, indem sie lächelnd aufblickte.

„Ja, und von einer Schuld gegen Sie selbst,“ sagte Ewald ernster.

„Das klingt ängstlich!“ versetzte sie mit scherzhaftem Erschrecken, während sie aber gleichzeitig ihr Auge zu Boden senkte und leicht erröthete. „Ich hoffe, es wird sich nicht um eine Todsünde handeln?“

„Wer weiß? Jedenfalls ist meine Beichte etwas schwer zu formuliren und könnte fast wie eine An-

klage aussehen — und doch möcht' ich nur mich selbst beschuldigen!"

„Sie haben vielleicht Complicen, welche Sie schonen wollen."

„Nein; aber — doch hören Sie mein Geständniß und entscheiden Sie über die Schuld! — Als im vergangenen Winter der Gerichtscandidat Linden aus seiner Dachstube in Ihren Salon trat, gab er sich frei und unbefangen, ohne Reflexion über die socialen Abstufungen, welche ihn in den Augen der Welt etwa von seinen neuen Bekannten trennen mochten. Er sah sich freundlich, ohne Stolz in jenem Hause empfangen, zu dessen Schwelle er sich nie gedrängt hatte; er wurde behandelt, wie ein Gleicher unter Gleichen; ohne das würde sein erster Besuch sein letzter gewesen sein."

„Woran ich nie gezweifelt habe," sagte Anna leise, als er einen Augenblick innehielt.

„Ich glaube Ihnen das, mein Fräulein, ich bin gewiß, Sie würden ihn verachtet haben, wenn er sich in Ihrem Kreise als kriechender Eindringling bewegt hätte. Sie haben ihm auch nie, durch keine Sylbe, keinen Blick jene Stellung anzuweisen versucht, nie seinen Freimuth mißdeutet, und er fühlte zu Ihnen, wenn ich mich so ausdrücken darf — ein

heiliges Vertrauen — glaubte von Ihnen nie ein Mißverständniß seines Characters, nie eine Kränkung fürchten zu dürfen."

Ewald's Stimme stockte, der Gedanke dessen, was er zu sagen hatte, preßte seine Brust zusammen; aber er ermannte sich und fuhr fort, während Anna in starrer Haltung vor sich niedersah.

„Und doch — es war keine Einbildung, kein Spiel einer kranken Phantasie — ein Blick Ihres Auges zerstörte grausam jenen Glauben, verwundete tiefer, blutiger, als tausend Worte verwundet hätten, zerriß sein Herz mit bitteren, nagenden Zweifeln; entweder mußte er sehr schuldig sein, oder — doch nein! nichts von dieser Alternative! — Ich frage Sie: womit hatte Ewald Linden jenen Blick verdient?"

Eine tödtliche Blässe überzog Anna's Antlitz; Linden war fast erschrocken über die Wirkung seiner Worte.

„Ich will ja nicht anklagen!" rief er mit liebevoller Bekümmerniß; „nur wissen muß ich — schonen Sie mich nicht: womit hatt' ich jenen Blick verdient?"

„Ich danke Ihnen," sagte Anna jetzt mit edler Fassung, indem sie ihr großes dunkles Auge fest zu ihm aufschlug; „ich danke Ihnen für diese Frage. Mir lag das lange auf der Seele; und glauben Sie

mir, jener Moment des Unwillens, der — Verachtung that mir eben so weh, weher vielleicht als Ihnen. Was soll ich sagen, um Ihnen das Alles zu erklären? Ach, ich bin jetzt von meinem Wahn geheilt — enttäuscht — erlöst von einer quälenden Einbildung — vergessen Sie jenen traurigen Moment, tilgen Sie jenen feindlichen Blick aus Ihrem Gedächtniß!"

„Eine Einbildung?" fragte Ewald sinnend; „ein Wahn? Ach, Sie antworten mir mit einem Räthsel — quälen mich mit tausend Gedanken — o seien Sie offen und vertrauensvoll, wie ich es bin — reden Sie! geben Sie mir Wahrheit!"

„Wohlan denn," sagte sie mit schwerem Kampfe, „ich war grausam getäuscht: man hatte mir jenen Ewald Linden in einem falschen — häßlichen Lichte gezeigt, eine Handlung, vielleicht die edelste seines Lebens, widerlich entstellt. Und nun fordern Sie nicht mehr zu wissen!" fuhr sie in bittendem Tone fort; „lassen Sie sich genügen an dem Geständniß meines Irrthums, meines — Unrechts, wenn Sie wollen. Zürnen Sie mir nicht! Ich habe genug davon gelitten."

„Welche Handlung?" fragte Linden, vor Ungeduld zitternd, ohne ihre letzten Worte zu beachten. „Und wer war der Verläumder?"

„Wozu das? Ist es nicht genug, daß ich alle Schuld auf mich nehme?“

„Den Verläumder!“ rief Ewald mit funkelnden Blicken, während er seine Hände krampfhaft auf die Brust preßte.

„Er ist unter Ihrem Zorne,“ sagte sie leise, indem sie Linden scheu betrachtete; er war ihr nie so schön erschienen.

„Anna,“ rief er mit beschwörender Stimme, — „seinen Namen!“

„Nein!“ erwiederte sie fest, „erst hören Sie mich. Es handelt sich hier vielleicht weniger um eine Verläumdung, als um eine — Verkennung, eine Mißdeutung Ihrer Absichten, die vielleicht — näher lag — als —“

Sie schwieg, indem ein letzter, leiser Zweifel in ihr aufstieg; Ewald, wie von einer Divination ergriffen, blickte sie fragend an.

„Es giebt Verhältnisse,“ fuhr sie erröthend fort, „deren äußere Gestalt die Mißbilligung der Welt herausfordert.“

„Nun weiß ich Alles!“ rief Ewald lebhaft; und ein entzückender Gedanke ließ ihn verstummen: wenn seine Vermuthung richtig, dann — fühlt' er — war er seines Glückes gewiß, dann wurde jener Blick,

der ihn so viel gequält, zum süßesten Geständniß; denn nur die Liebe hatte dann so schwer gezürnt, so stolz verachtet.

„O ja, ja! das muß es sein!“ rief er tief gerührt, ihre Hand stürmisch ergreifend; „jenes Verhältniß, sagten Sie, war leicht zu mißdeuten? forderte das Urtheil der Welt heraus? — ach, die kalte Welt sah nicht, welches Gefühl jene Besuche heiligte, sah nicht, daß mein Antheil — einer Sterbenden galt!“

Und er schlug sein Auge wehmuthsvoll zum blauen Himmel auf; Anna las in diesem Blicke; und was sie darin las, konnte nicht lügen; und ein leiser Druck ihrer Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, verrieth ihren Gedanken.

Er aber fühlte sich wie von einem elektrischen Feuer durchströmt; es war ihm, als wenn sich sein ganzes Leben in diesen Augenblick drängte; seine glühende Stirn neigte sich plötzlich zu der ihrigen; ihre Blicke begegneten sich in namenlosen Gefühlen; kurze, abgebrochene Worte flogen scheu von Lippe zu Lippe — — da fühlte Anna einen leisen Schlag auf ihrer Schulter; sie wandte sich erschrocken um.

„Wir sind quitt!“ sagte Helene mit triumphirendem Lächeln zu der Freundin, an deren Neckereien über die Scene auf dem Birkenhügel gedenkend.

XXXVI.

Ja, sie waren quitt; und in dem gemeinsamen Liebesglück endigten alle Neckereien. Und alle Welt war zufrieden, besonders am folgenden Tage, der ein Sonntag war. Dies aber bedarf einer vorbereitenden Erklärung.

Es giebt unbescheidene Naturen, welche sich nie an dem Guten genügen lassen, sondern immer noch etwas Besseres verlangen. Zu dieser Menschenclasse gehörte Conrad Lippelt. Er calculirte, die Dinge seien erst zur Hälfte gethan. Er benutzte daher jene Tage der verlegenen Windstille zu häufigen Besuchen im Wirthshause, so wie bei allen seinen Jugendbekannten und künftigen Nachbaren und verfehlte nicht, überall das große Ereigniß zu melden, daß der Sohn seines „unvergeßlichen Herrn" und der künftige Erbe von Greifensee, Querdorf und Rothenfelde heimgekommen sei in das Schloß seiner Väter, versöhnt

mit dem alten Baron, und sich in Kürze mit dem gnädigen Fräulein zu verloben gedenke — wobei er nie zart anzudeuten versäumte, daß man alle diese Glückseligkeit eigentlich nur ihm, der Perle der Diener und „freien Amerikaner“, zu verdanken habe. Auch sein Vetter, der würdige Zobel, that das Seinige zur Verbreitung und Bestätigung jener Neuigkeiten, in deren Verlauf er ebenfalls auf's genaueste eingeweiht zu sein — sich zuletzt selbst einbildete.

Die Folge davon war, daß am Sonntag nach dem Gottesdienst die sämmtlichen Wirthschaftsbeamten, Pächter und Dienstleute des Barons, nebst Weib und Kind, Schulmeister und Küster, mit Musik und Fahnen gegen das Schloß anrückten, um ihrem künftigen Gutsherrn ihre Huldigung darzubringen. Der Baron, welcher am Tage zuvor unter der Hand benachrichtigt war, hatte seine Vorbereitungen getroffen. Ewald wurde dagegen ganz ungewarnt von diesem Ereigniß überfallen. Er mußte sich überzeugen, daß die Verhältnisse zuweilen stärker sind, als die Menschen, besonders wenn letztere verliebt sind; mußte die Rede des Schulmeisters und ein dreimaliges Lebehoch vom Balcon des Schlosses entgegennehmen und vermochte tiefgerührt nur wenige Worte zu erwiedern, welche aber, weil sie aus dem

Herzen kamen, zu dem Herzen sprachen und die für ihn vorhandene Sympathie bis zur Begeisterung steigerten, während der alte Baron die edle Haltung und Geistesgegenwart seines Enkels beifällig wahrnahm. Er gab den Leuten ein Fest in den zu dem Schlosse gehörigen Wirthschaftsgebäuden, wo sie bei reichlicher Beköstigung bis tief in die Nacht auf das Wohl der Herrschaft aßen, tranken und tanzten. Lippelt hielt bei dieser Gelegenheit verschiedene Reden, welche die Bewunderung der Festgenossen und den Neid des Schulmeisters erregten. Im kleineren Zirkel bei dem Bierkruge aber erzählte er haarsträubende Geschichten von Rothhäuten, Klapperschlangen und in die Luft fliegenden Dampfschiffen.

Ewald aber stand stillbeglückt, die Hand um Anna's schlanke Taille geschlungen, in der Mondnacht unter den sanftrauschenden Wipfeln des Parks; alle seine Zweifel, Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche und Qualen waren in einem großen, seligen Gefühle versunken.

Die Tage kommen und gehen. Am Mittwoch erschien endlich der langersehnte, mit wiederholten Einladungen bestürmte Pastor Linden. Alle wetteiferten, ihm ihre liebende Verehrung zu beweisen. Nur Agias war etwas choquirt, als der Pastor in

ihm einen alten Universitätsfreund erkannte; er erinnerte sich ebenfalls, wollte aber den Pastor zu einem ehemaligen Zugführer in der Xenophontischen Armee machen, welche Ehre derselbe jedoch auf's entschiedenste ablehnte.

Zu Anfang August kamen Troll, Onkel und Neffe; am Tage des heiligen Rochus wurden die beiden Brautpaare in der Kirche zu Querdorf getraut.

Frau von Nörn glänzte bei diesem Doppelfeste durch ihre Abwesenheit. Sie hatte die früheren Ereignisse in Brüssel erfahren, an dem Tage, an welchem sie ohne Wissen ihrer Familie zur katholischen Kirche übergetreten war. Sie zeigte sich Anfangs wenig geneigt, Ewald in der Eigenschaft ihres Neffen anzuerkennen — obgleich — Dank der Vorsicht des Pastors — seine Familienverhältnisse durch die bündigsten Documente und Zeugnisse constatirt werden konnten. Doch „lagen ihr die Dinge von dieser Welt wenig am Herzen"; sie beanspruchte nur von ihrem Vater gegen Entsagung auf ihre dereinstigen Erbansprüche ein gewisses Capital, welches erforderlich wäre, um in eines der vornehmsten Klöster Belgiens einzutreten. Ihre Wünsche wurden erfüllt.

Ewald widmete sich nach seinen Flitterwochen auf's eifrigste landwirthschaftlichen Studien, machte

sich genau mit den Verhältnissen und Bedürfnissen der zu der Herrschaft gehörenden Güter und Gemeinden bekannt und übernahm alle Geschäfte seines Großvaters, welcher sich wieder ganz seinem frühern Steckenpferde zuwandte und immer höhere Papierstöße aufthürmte. Der alte Herr befand sich wohl, und alle Welt prophezeiete ihm ein hundertjähriges Alter; aber diese Erwartung wurde bald getäuscht; er starb an den Aufregungen des Jahres 1848, dessen Ereignisse ihn tief erschütterten. Ewald machte sich in dieser Zeit sehr verdient, stellte sich in seiner Gegend aufrichtig an die Spitze der Bewegung, wußte aber kraft seiner Popularität viele Excesse und Thorheiten zu verhüten.

Auch Herr Troll senior widmete sich in jener Epoche den öffentlichen Angelegenheiten, wirkte in seiner Vaterstadt als Cassenführer eines patriotischen Vereins und stürmte als Oberst der dortigen Bürgerwehr eine von der Straßenjugend errichtete Barrikade, nachdem dieselbe von ihren Vertheidigern aus langer Weile verlassen war, für welche „rettende That" ihm die Stadtbehörden einen Ehrensäbel votirten, der aber nie fertig wurde. In Reichenau hatte er einen zuverlässigen Verwalter angestellt, da ihm das Landleben bald zu einförmig wurde. Den Som-

mer verlebte er lieber in Bädern, den Winter aber regelmäßig in der Hauptstadt. Man konnte ihn dann mit Catalog und Lorgnette in Museen und Ausstellungen, Abends aber regelmäßig im Schauspielhause auf seinem bestimmten Platze vorn im Parquet sehen; er applaudirte nie, aber bei jedem Applaus, den das Publicum seinem Neffen zollte, pflegte er verbindlich zu lächeln und sein glänzendes Haupt leise zu neigen. Er erlebte alle Freuden der Großvaterschaft und verbrauchte in seinen letzten Lebensjahren unendlich viel Bonbons. Doch

„Scheint die Sonne noch so schön —
Endlich muß sie untergehn.“

Er starb vor einigen Jahren am Schlagflusse, gerade als er bei einem Zweckessen sich zu einem Toaste erhoben hatte. In seinem Testamente hatte er seinen Neffen zum Universalerben ernannt, daneben aber verschiedene wohlthätige Stiftungen angeordnet, deren Ausführung viel Kopfbrechen machte. Joseph Troll soll beabsichtigen, die Bretter zu verlassen — zum großen Bedauern des Publikums — und mit seiner inzwischen auf sechs Köpfe angewachsenen Familie nach Reichenau zu ziehen — zur großen Freude seiner Gemahlin.

Auch Baron Linden auf Greifensee und seine

Anna freuen sich auf diese Veränderung. Auch sie genießen viel häusliches Glück und blühende Kinder; gut, daß der alte Agias noch lebt, um die Kleinen in den Anfängen der Mathematik und der griechischen Grammatik zu unterweisen. Mit dem aber ist eine große Veränderung vorgegangen, die man zunächst wohl den häufigen Besuchen des Pastors Linden in Greifensee zuschreiben muß, der sich viel und liebevoll mit dem wackern Hellenen beschäftigte, auch gern mit ihm über seine Lieblingsgegenstände plauderte, ohne aber je seine Einbildungen einzuräumen. Die Folge dieses Verhaltens war, daß Agias Anfangs wohl den Pfarrer mißtrauisch mied, sich aber immer wieder von ihm angezogen fühlte. Das Familienleben, welches ihn umgab, versöhnte ihn auch mehr und mehr mit der Wirklichkeit; er faßte von der Lebensweise und Civilisation der „Barbaren" immer mildere Meinungen, uud als er sich endlich überwunden hatte, dem Rathe des Pastors gemäß Becker's Weltgeschichte von Anfang bis zu Ende dreimal durchzulesen, gewann er allgemach das Bewußtsein seiner Zeit wieder und behielt von seiner fixen Idee nur einen kleinen tröstenden Rest in der Ueberzeugung, daß er jedenfalls einst jener Xenophontische Agias gewesen sei und alle jene Dinge erlebt habe,

wenn er auch seitdem im Wege der Seelenwanderung der Doctor Musch geworden, als welcher er sich mit dem Schicksal nunmehr versöhnte; wobei er aber die Bedingung stellte, daß man ihn auch fernerhin mit seinem älteren classischen Namen nennte, worauf sämmtliche Hausgenossen bereitwillig eingingen.

Sollten sich einige Leser noch für den vielgeprüften Exbotokuden Krack interessiren, so freuen wir uns ihnen mittheilen zu können, daß ihn Deutschland nicht verloren hat, sondern daß er, schon seit längeren Jahren heimgekehrt, als Redacteur einer bedeutenden Zeitung in sorgenfreien Verhältnissen lebt.

Zum Schlusse braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß Ewald Linden in seinem Kreise viel Gutes und Nützliches wirkt, in welcher edlen Liebhaberei die Baronin mit ihm wetteifert. Vox populi, vox Dei: nie erfreute sich eine Gutsherrschaft in Greifensee einer so allgemeinen Verehrung. Pastor Linden aber kann sich trotz aller Bitten seiner Kinder und trotz aller amtsgenössischen Anfeindungen noch immer nicht entschließen, seine Pfarre aufzugeben und schreibt noch immer seine Predigten mit doppelter Dinte.